Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 8 (1922)
Heft: 52

Anhang: Mittelschule : Philologisch-historische Ausgabe : Beilage zur "Schweizer Schule"
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 21.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

8. Jahrgang. Nr. 1. 2. Febr. 1922

Mittelschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Philologisch-historische Ausgabe | Schriftleitung: Dr. P. Bonavent. Egger, Engelberg

Inhalt: Homerische Poetik. — Zunftstube. — Bücherecke.

Homerische Poetik.

Unter diesem Titel veröffentlicht der Würzburger Ordinarius für klassische Philologie Engelbert Drerup ein auf drei Bände berechnetes Werk, von dem 1921 zwei Bände erschienen sind.[1]) Drerup ist den Lesern dieses Blattes bekannt unter anderem durch seine wichtigen Arbeiten über die attischen Redner, durch seinen „Homer“ in der Sammlung „Weltgeschichte in Charakterbildern“ und sein 1913 erschienenes „Fünftes Buch der Ilias; Grundlagen einer homerischen Poetik“.

Es war eine mutige Tat, im gegenwärtigen Augenblicke zwei Bände von über 1100 Druckseiten herauszugeben, in denen Homer als Dichter und sein Epos als Dichtung zur vollen Geltung kommen soll, während vor einem guten Jahre Ernst Howald die reinen Unitarier, wie Draheim, Drerup und Rothe für erledigt erklärt hat. Und dazu soll erst noch ein dritter Band, „Die Rhapsodien der Ilias“ kommen.

Die Bedeutung des drerupschen Werkes, über das in den nächsten Jahren voraussichtlich viel geschrieben wird, rechtfertigt es, daß wir an dieser Stelle darüber sprechen. Ich bediene mich dabei oft des Wortlautes des Buchtextes, ohne in jedem Fall es besonders kenntlich zu machen.

Der erste Band enthält ungefähr das, was man nach dem Vorgange Cauers Grundfragen der Homerkritik nennen könnte. Er beginnt mit einer Geschichte der Homerforschung von der Wiederentdeckung Homers bis ins 20. Jahrhundert hinein, deren erster von Petrarca bis Herder führende Teil sich begreiflicherweise an Finslers „Homer in der Neuzeit von Dante bis Göthe“ anschließt. Der erste, der die „homerische Frage“ in Fluß gebracht hat, war der im 17. Jahrhundert lebende französische Pfarrer François Hédelin, Abbé d'Aubignac, der während des Weltkrieges durch V. Bérards Buch „Un mensonge de la science allmende“ zu einer gewissen Berühmtheit gelangte. Dieser hatte in seinem Conjectures académiques ou Dissertation sur l'Iliade behauptet, einen Homer habe es nie gegeben, sondern nur eine Anzahl älterer Dichter, deren durch die Einheit der Sage zusammengehaltenen Einzellieder durch einen unbekannten Redaktor oder durch Lykurg mechanisch zusammengefügt worden seien. Erst 1795 wurden Hédelins Gedanken in Deutschland weiter ausgebaut durch Friedrich August Wolfs Prolegomena ad Homerum. Nach Wolf hat Homer etwa im 10. Jahrhundert v. Chr. ohne Kenntnis der Schrift den Kern des Epos geschaffen, und spätere Dichter haben diesen Kern durch Anfügen neuer Lieder erweitert. Diese erweiterte Dichtung wurde durch Rhapsoden mündlich fortgepflanzt, bis Peisistratos die vorhandenen Lieder sammeln und aufschreiben ließ. Wenig später hat Wolfs Lehrer Christian Gottlob Heyne den persönlichen Homer ins sechste Jahrhundert versetzt, wo er als Redaktor die volkstümlichen Lieder früherer Zeiten zu einer Einheit zusammenschweißte. Der Romantiker Friedrich Schlegel dagegen sah Homer nicht mehr als Persönlichkeit

[1]) Homerische Poetik von Engelbert Drerup. Band I Das Homerproblem in der Gegenwart von Engelbert Drerup. XVI und 511 S. Band III Die Rhapsodien der Odyssee von Franz Stürmer. XI u. 632 S. Selbstverlag des Herausgebers. Preis zusammen 30 Fr. bei Bezug durch den Herausgeber (Hofpromenade 1, Würzburg) oder durch die Leobuchhandlung in St. Gallen.

an, sondern als Verkörperung der epischen Poesie; spätere Diaskeuasten haben die „Naturdichtung" des Volkes in Ordnung gebracht. Die großen Dichter freilich, Schiller und Goethe, sowie Wieland und Voß spendeten solchen Theorien keinen Beifall, sondern blieben von der „Einheit und Unteilbarkeit" der Ilias überzeugt. Doch fand der Mahnruf der Männer, denen man auf dem Gebiete der Aesthetik ein maßgebendes Urteil nicht absprechen wird, kein Gehör. Sprachforscher, Mythologen und Philologen, „denen zumeist jede Berührung mit lebendiger Dichtung versagt war", stürzten sich auf die logische Homeranalyse, suchten nach Lücken und Mängeln im Zusammenhange des Epos, entdeckten Fugen, Ungeschicklichkeiten und Wiederholungen und schälten aus den vorhandenen Epen ältere selbständige Dichtungen heraus.

Daraus entstand einerseits Karl Lachmanns „Kleinliedertheorie", wornach die Ilias nicht weniger als das Nibelungenlied aus Einzelliedern und Füllstücken zusammengesetzt sein soll, anderseits die „Kern- oder Erweiterungstheorie" Gottfried Hermanns mit einer Urilias und Urodyssee Homers, die durch stete Erweiterung zum Umfange anwuchsen, den sie bei der Aufzeichnung unter Peisistratos erreicht hatten. Die Ansichten Bachmanns und Hermanns wurden das ganze 19. Jahrhundert hindurch weitergesponnen, und man durfte es lange Zeit kaum wagen, von Homer als Dichter zu sprechen. Doch erhoben sich trotzdem die „Unitarier", die im Gegensatze zu den „Liederjägern" als „Einheitshirten" die Einheit des Epos mit Schärfe betonten, und unter denen sich Männer wie Nitzsch, Welcker, K. O. Müller befanden. Aber diese Unitarier standen noch stark im Banne der „vernunftelenden Kritik" Bachmanns, schieden in ihrer Verlegenheit Verse und Versgruppen aus (Athetesen; Interpolationstheorie), und dazu fehlte ihnen der richtige Maßstab für die literarische Beurteilung Homers.

Diesen Maßstab gewann man erst durch die vergleichende Literaturgeschichte, indem man die epischen Lieder der Finnen, die der finnische Arzt Elias Lönnrot 1835 zu einem Nationalepos Kälevala zusammenschweißte, die Lieder der Serben und Esthen, später auch der Großrussen, Kara-Kirgisen, Abakan-Tataren, der malaiischen Atjeher und das byzantinische Heldenepos von Digentis Akritas in den Kreis der Betrachtung einbezog, um auf breiter Basis zu richtigen Vorstellungen über das Wesen des Volksgesanges und des großen Volksepos zu gelangen. Als Resultat solcher Betrachtungen ergab sich, daß „Volksdichtung und berufsmäßiger Aoidengesang, die sich im Einzelliede erschöpfen, nur dann zur höchsten Stufe, dem kunstmäßigen großen Epos, geführt werden können, wenn das Walten eines originalen dichterischen Genies die Elemente jenes Gesangs um eine einheitliche, dichterisch konzipierte Handlung gruppiert; in den homerischen Epen und den Nibelungen könne also von einer rein äußerlichen, mechanischen Zusammenfügung alter, aus dem Volksmunde gesammelter Lieder ebensowenig die Rede sein als von der schichtweisen Erweiterung eines kleinen ursprünglichen Kernes". In ähnlichem Sinne äußert sich der Liedforscher John Meier in einer Basler Rektoratsrede „Werden und Leben des Volksepos", 1909. Die Richtigkeit dieser Sätze erläutert Drerup an reichlichen Beispielen, indem er zunächst darlegt, wie sich der epische Volksgesang im Einzelliede entwickelt, dann wie ein „organisches Epos" entsteht und entstehen kann. Dabei vergißt er nicht, sich über den epischen Volksgesang in den homerischen Gedichten selber zu äußern. Jedermann kennt ja den Phemios und Demodokos der Odyssee, die ihre Lieder nicht nach festen Vorlagen singen, sondern im wesentlichen improvisieren. Aehnlich ist es auch bei den Aöden und Rhapsoden der Neuzeit. So liegt wirklich der Schluß nahe, daß Homer keine festen, besonders keine schriftlich fixierten Einzellieder als Quellen zur Verfügung hatte, sondern bloß Liedstoffe, und Müller und Bethe, welche den „Quellen" der Ilias nachgehen, sehen sich dann auch genötigt, die Entstehung der Ilias ins 6. Jahrhundert hinabzusetzen.

„Homer und die Sprachwissenschaft" ist das dritte Kapitel überschrieben. Die homerischen Epen stehen als Sprachdokumente am Anfang der griechischen Literatur und es ist Aufgabe der Wissenschaft, die „authentische Form des homerischen Nachlasses wiederzugewinnen". Die Forschung ist aber erschwert dadurch, daß die zusammenhängende handschriftliche Ueberlieferung der Gedichte nicht über das 10. Jahrhundert n. Chr. hinaufreicht. Immerhin wissen wir, und die Homer-Papyri haben es uns eindringlich genug vor die Augen geführt, daß im Altertum erweiterte Homerausgaben bestanden, mit willkürlichen Ein-

schiebseln der Rhapsoden, und daß diese Volksausgaben im Schulunterrichte häufig benutzt wurden. Daneben gab es gute Exemplare im Besitze von Privaten und Städten. Die berühmteste dieser „Städteausgaben" ist die athenische, die wahrscheinlich seit Mitte des 6. Jahrhunderts v. Chr. den Rezitationen an den Panathanäen zugrunde lag. Natürlich hat die Umschrift des jonischen Homer in das altattische Alphabet und dann wieder die Umschrift in das 403 eingeführte jonische Alphabet gewisse Text- und Formenveränderungen verursacht, die aber gelegentlich überschätzt worden sind. Diesen attischen Text haben die Homerforscher im ptolomäischen Alexandria, ich nenne nur Zenodot und Aristiarch, ihren kritischen Ausgaben vorzüglich zugrunde gelegt, und die alexandrinischen, leicht attisch beeinflußten Texte verdrängten die verwilderte Vulgata und bildeten die Grundlage des Homertextes, den wir heute noch lesen.

In der Dichtersprache Homers liegen verschiedene Spracherscheinungen, jonische und äolische Formen unausgeglichen nebeneinander, wie *φηρσίν*: *θηρσίν*, *Ἀτρείδαο*: *Ἀτρείδεω*, *παίδεσσι*: *παισί*, *ἄν*: *κεν*, *πίσυρες*: *τέσσαρες*, *ἄμμες*: *ἡμεῖς*. Daraus konstruierte man (besonders Fick) die Hypothese eines „äolischen Urhomer" und von der Wanderung des epischen Gesanges von seiner angeblichen Urheimat Thessalien nach dem äolischen Kleinasien und von dort zu den Joniern. Tatsächlich geht homerisch und äolisch auf eine gemeingriechische Basis zurück; F und h z. B. sind an sich nicht bloß äolische, sondern ursprünglich gemeingriechische Laute und die Aeolismen Homers sind in ihrem Grundstocke wahrscheinlich Archaismen aus altjonischer Sprache. Ueber die ältere Entwicklung der griechischen Dialekte wissen wir übrigens außerordentlich wenig; aber von einem äolischen Urhomer kann jedenfalls keine Rede sein. Die epische Sprache hat sich im wesentlichen entwickelt mit dem jonischen Volksdialekt, der in Kleinasien durch natürliche Sprachmischung mancherlei jüngere Äolismen aufgenommen haben mag. Dazu kommt die nicht abzuweisende Einwirkung von Seite der wandernden Sänger, die aus der epischen Tradition mancherlei älteres Sprachgut weitergaben. So erklärt sich der Mischdialekt Homers, ohne daß man anzuregen braucht, er sei auf der jonisch-äolischen Sprachgrenze geboren. Dabei ist freilich nicht zu übersehen, daß die Sprache Homers auch eine bewußte, dichterische Kunstschöpfung ist, in der absichtlich altertümliche Sprachelemente stehen blieben, wie wir es später bei Vergil gleichfals beobachten können.

Das vierte Kapitel handelt von Homer und der Archäologie und der epischen Kultur. Seitdem wir infolge der Ausgrabungen in Troja, Mykene, Tyrins, Orchomenos, Athen, Amyklä und Kreta den mykenisch-minoischen Kulturkreis kennen gelernt haben, begann man die homerischen Epen durch Parallelen aus dem mykenischen Kulturkreise zu erläutern. Einen Niederschlag dieser Bestrebungen bildete das bekannte Werk Helbigs. In der Tat finden sich überraschende Parallelen, wie Nestors Becher, der Turmschild des Ajas, der Hausplan des Odysseus. So setzte man homerisch und mykenisch einander gleich und sah sich infolgedessen gezwungen, das Alter der homerischen Gedichte möglichst hoch hinaufzusetzen. Aber bald wurde man sich des Irrtums dieser Gleichsetzung bewußt und beobachtete, daß besonders die Ilias gar kein einheitliches Kulturbild bietet, sondern eine Mischung von älteren und jüngeren Kulturelementen. Die Entwicklungstheoretiker haben daraus auf ältere und jüngere Kulturschichten geschlossen entsprechend den von ihnen angenommenen poetischen Schichten. Das ist ein Irrtum. Vielmehr hat Homer einerseits bewußt Modernes auf eine ältere Zeit übertragen, anderseits unbewußt durch epische Formeln älteres Kulturgut mit seiner Dichtung verschmolzen, hat sich aber auch selber dichterisch ein Kulturbild konstruiert und dabei bewußt und unbewußt Altes und Neues vermengt.

Der in der Archäologie Mode gewordene „Anschauungsrealismus" macht sich besonders breit, wo es sich um Topographie und Geographie handelt. Davon spricht Drerup im 5. Kapitel. Dabei stellt er den vernünftigen Satz an die Spitze, daß Homer weder Geographie noch Geschichte treibe, sondern dichte. Die Oertlichkeiten der Irrfahrten des Odysseus sind Märchenland irgendwo im Osten oder Westen. Ein Weltbild hat zwar der Dichter; die Erde ist eine Scheibe, rings vom Ozean umflutet. Märchendichtungen oder Novellen als Niederschlag der östlichen Kolonisation der Jonier haben vielleicht zu Homers Zeit bereits existiert; doch der Dichter wirft Dichtung und Wahrheit bunt durcheinander. Aber Ithaka und die Nachbarinseln? Seit Jahren streiten sich Gelehrte herum, ob das heutige

Thiaki oder St. Maura (Leukas) die Heimat des Odysseus gewesen sei. Irgendwo im jonischen Meer hat diese Insel gelegen und Homer bietet uns gewisse typische Landschaftsschilderungen, vielleicht auf Grund von Schiffermärchen, vielleicht hat er den Schauplatz selber gesehen. Mehr dürfen wir mit Bestimmtheit nicht behaupten; auch hier will er uns Märchenland vor Augen führen. Bei der Schilderung von Troja sind Wahrheit und Dichtung ebenfalls durcheinander geraten, und wiewohl der Dichter die Troas kennen konnte, hat er vielleicht manchen Zug aus älterer Schilderung entlehnt; denn die Trojasage war älter als er.

Im folgenden Kapitel „Der Mythizismus" gibt Drerup zuerst eine Geschichte der mythologischen Betrachtungsweise vom Altertum bis auf den heutigen Tag, spricht darauf in fesselnder Art über die Götterhandlung bei Homer, wobei auch die Stellung des Dichters zur Religion zur Sprache kommt und geht dann über zur mythischen Handlung zu den mythischen Persönlichkeiten im Epos und zu Mythos und Heldensage. Ueber diesen Abschnitt will ich mich weiter nicht auslassen, teils um die Besprechung nicht gar zu sehr in die Länge zu ziehen, teils weil es sich vielfach um Theorien handelt, die Drerup nicht endgültig lösen kann, weil sie nach dem jetzigen Stande der mythologischen Forschung nicht lösbar sind. Immerhin ist sein ruhig abwägendes Urteil auch in diesen Fragen anzuerkennen.

Das VII. Kapitel handelt vom Verhältnis von Sage und Geschichte, sowie von „Sagenverschiebungen". Die Sagen der Ilias enthalten einen historischen Kern; Mykene und Tyrins haben in mykenischer Zeit bestanden und die Herren dieser Burgen ebenfalls. Ob aber Agamemnon einmal König von Mykene gewesen, das wissen wir nicht. Troja hat gleichfalls existiert. Der Zug griechischer Fürsten nach Troja aber, der unternommen wurde, um den Raub der schönen Frau zu rächen, der Streit der Könige, durch den die epische Handlung in Bewegung gesetzt wird, gehören ins Reich der Poesie; jedenfalls lassen sich keine positiven Aussagen machen über den geschichtlichen Gehalt der Trojasage. Dafür aber läßt sich feststellen, daß die Sagenkontamination, wodurch der Thessalier Achilleus mit der troischen Sage verschmolzen ist, sich nicht erst in der kleinasiatischen Äolis vollzogen hat, sondern in der Argolis, wo sie wohl in der Blütezeit der mykenischen Kultur bereits bestand. Fahrende Sänger können am Hofe des Fürsten von Mykene die Sage vom Kriegszug aller Achaier nach Troja erfunden haben. Die Teilnehmer am Zuge sind im wesentlichen Peloponnesier und mit ihnen vereinigt sich der aus thessalischen Liedern geschöpfte „ursprünglich jedenfalls mythische Sonnenheld" Achilleus. Die epischen Einzellieder, in denen dieser Zug besungen wurde, wanderten unter dem Drucke der dorischen Wanderung nach Kleinasien hinüber, wo dann die Trojasage künstlerisch weitergebildet und schließlich von Homer zum organischen Epos ausgestaltet wurde. Nun aber hat man die ganze in der Ilias dargestellte Sage zur ursprünglichen Einheit stempeln wollen und daher den Agamemnon in die Nähe des Achilleus nach Thessalien versetzt und ein thessalisches Argos als Mittelpunkt der Sagenbildung angenommen. Doch ist nicht zu beweisen, daß Achilleus von Anfang an mit der Trojasage verbunden gewesen sei. Die Ilias ist nur eine Episode aus dieser Sage und der Streit der Könige ein Motiv, das ursprüngliche Verbindung der beiden Fürsten nicht bedingt. Man darf nicht die poetische Einheit der Ilias mit der sagengeschichtlichen Einheit des Trojazuges verwechseln. Weitere Sagenverschiebungen behandelt Drerup S. 302 f; ich kann hier nicht darauf eingehen.

Das VIII. Kapitel „Der rationalistische Kritizismus" leitet ein mit einer sachlich vollkommen berechtigten, in der Form aber etwas scharfen Abrechnung mit den neueren Analytikern. Es ist merkwürdig, wie schroff die Homerforscher einander gegenüberzutreten pflegen, und es wäre zu wünschen, daß hier allseits humanere Manieren in Mode kämen. Dann bespricht Drerup die sog. „peisistratische Redaktion" mit dem Ergebnisse, daß die Redaktion des Peisistratos die Existenz der homerischen Gedichte voraussetzt, und zwar mußten sie aufgeschrieben sein. Denn ist es kaum denkbar, daß eine künstlerische Schöpfung von solcher Feinheit in zahllosen Einzelheiten Generationen lang nur mündlich überliefert werden konnte. Peisistratos wird für die Panathenäen ein Staatsexemplar hergestellt haben. Daß er die bis dahin zerstreuten Lieder gesammelt und das Epos eigentlich erst geschaffen habe, läßt sich nicht erweisen. Wenn die Homerforschung durch kritische Analyse die Vorstufen und die Entwicklung des homerischen Epos klarlegen

will, nach Analogie der Quellenanalyse im germanischen Volksepos, so vergißt sie ganz, daß wir keine einzige dieser Quellen oder dieser früheren Lieder nachweisen können. Es ist überhaupt ein Grundirrtum der analytischen Methode, „daß sie die Logik des gesunden Menschenverstandes als Maßstab des dichterischen Schaffens betrachtet, und darum aus einer Verletzung der Gesetze dieser Logik zu kritischen Folgerungen sich berechtigt glaubt". Schon Goethe hat festgestellt, daß die Phantasie ihre eigenen Gesetze hat, denen der Verstand nicht beikommen kann und soll. Dichten aber ist Phantasieren, freilich in einer gewissen gesetzmäßigen Form. Weiter hat man alle ursprüngliche Poesie für vollkommen und widerspruchlos erklärt, während doch echte Dichtung gar nicht widerspruchlos sein kann; man darf bei Homer sogar beabsichtigte Widersprüche annehmen, von denen eine besondere Wirkung ausgehen soll, wie man es jüngst bei Sophokles beobachtet hat. Neuerdings scheint man dies einzusehen und spricht wieder von der Einheit der Ilias, steckt dabei aber immer noch mit einem Fuße im kritischen Rationalismus drin. Solange dieser nicht völlig verschwindet, wird ein richtiges Verständnis Homers unmöglich sein. Wie hat man sich doch noch vor kurzem mit den Widersprüchen in der Charakterzeichnung des Achilleus abgeplagt, und dabei „das Grundgesetz der Charakterzeichnung in einer künstlerischen Komposition, die psychologische Charakterentwicklung und Charakterentfaltung völlig ignoriert".

Die ersten 376 Seiten des drerupschen Bandes möchte ich den negativen, kritischen Teil seines Werkes nennen; mit 377 beginnt der negativ-aufbauende unter dem Titel „Der poetische Idealismus". Der Name Homer ist ein jonischer, allerdings seltener Personenname. Der Dichter wird erstmals um 680 von Kallinos erwähnt (Paus. IX 9, 5), darf aber kaum über das 8. Jahrhundert hinaufversetzt werden. Ueber seine Persönlichkeit wissen wir äußerst wenig, nicht einmal ob er aus Smyrna oder Chios stammt oder gar aus Kolophon. Als Mensch ist er also nicht greifbar, ein leerer Name. Aber am Namen hängt die Persönlichkeit und an der Persönlichkeit die Dichtung. Ilias und Odyssee sind Homer immer zugeschrieben worden, während die Epen des Kyklos durchwegs namenlos überliefert oder gelegentlich auch Homer zugeschrieben worden sind. Von der Persönlichkeit Homers glaubt Drerup folgendes feststellen zu können: a) er war Aöde, Spielmann; b) als solcher wanderte er von Adelshof zu Adelshof, sang aber bei Festen auch vor dem Volke; c) das Wanderleben des Sängerberufes war die Quelle seines Wissens und seiner scharfen Beobachtungsgabe; d) als Mensch tritt er uns besonders in den Gleichnissen entgegen. Wichtiger aber als alle äußeren Daten ist sein Werk und dessen Erhaltungszustand. Natürlich sind die homerischen Epen, wie die Werke anderer Schriftsteller, durch größere und kleinere Interpolationen verderbt und verändert. Aber man darf bei der Suche nach solchen Einschiebseln nicht dem subjektiven Geschmacke zu großen Spielraum geben, darf nicht zum vorneherein ein vollkommenes Werk annehmen und mehr als die Hälfte davon ausscheiden. Sonst kommen wir schließlich wieder in die Bahn der „Entwicklungstheoretiker". Die homerischen Epen sind zu behandeln wie die übrigen Klassikertexte; Respekt vor der handschriftlichen Ueberlieferung und konservative Textbehandlung sind hier um so eher am Platze, als schon Aristarch sie geübt hat. Beim Werke selber müssen wir nach der im Stoffe liegenden poetischen Idee und dem durch dieselbe bedingten Plan der Handlung fragen. Da ist vor allem festzustellen, daß die Ilias „eine einheitliche, nach einheitlichem Plane entworfene Dichtung ist". Die Einheit ist, wie die Eingangsworte sagen, der Zorn des Achilleus und seine Wirkungen. Daß diese Wirkungen fühlbar werden, wo der Held selber in die Handlung nicht eingreift, das ist das poetische Motiv, das ideelle Band, welches die äußere Verknüpfung der Handlung, einer Episode des troischen Krieges, innerlich zusammenhält. Die Person des Helden ist an sich nicht wesentlich; statt Achilleus hätte der Dichter ohne Schaden für das Ganze Ajas oder Diomedes einschieben können. Auch in der Odyssee bedingt nicht die Persönlichkeit des Helden an sich die Einheit des Epos, obgleich er den Zusammenhang der Handlung innerlich bestimmt. Die Telemachie ist durch das Motiv des Suchens nach Odysseus mit der Haupthandlung verknüpft. Irrfahrten und Freiermord, zwei ursprünglich selbständige, kaum miteinander verwandte poetische Motive sind vom Dichter zu einer Einheit verschmolzen, und diese Einheit ist psychologisch vertieft dadurch, daß sie in den Kreis der troischen Heldensage hineingestellt wurde.

Dazu kommt in beiden Epen die Gefühlseinheit, in der Ilias die Idee des Kampfes gegen den Nationalfeind, in der Odyssee die Idee der Heimat, besonders der Heimatssehnsucht und der Unverletzlichkeit des häuslichen Herdes. Endlich hat schon Nitzsch die ethische Einheit betont: die Tragödie von Schuld und Strafe des Achilleus und das Lied von der Strafe der Hybris. Der Götterapparat Homers, der scheinbar der ethischen Idee entgegensteht, dient rein poetisch-technischen Zwecken. Mit dem religiösen Glauben des Dichters haben die Gestalten seiner Götterkomödie nichts zu tun, so wenig als die schimpfenden Apostel und der dumme Teufel mit dem Glauben der mittelalterlichen Mysteriendichter. Ueber den Göttern steht die Moira als konzentrierte poetische Idee, wornach der Ablauf der Handlung zum vorneherein geregelt ist.

Schon Aristarch hat auf die Einheit des Kompositionsgedankens bei Homer hingewiesen. Die modernen Forscher, die ihm darin folgten, sind zu einer abschließenden Behandlung der poetischen Oekonomie deshalb nicht gelangt, weil sie nur das Epos als Ganzes untersuchten, aber innerhalb des Ganzen keine künstlerischen kleineren Einheiten abgrenzten. Der Gesamtvortrag der homerischen Epen an den Panathenäen z. B. setzt voraus, daß das Epos in eine Anzahl in sich abgeschlossener und im Vortrage künstlerisch wirksamer Teile zerfalle, deren Umfang bestimmt war durch die durchschnittliche physische Leistungsfähigkeit der Rhapsoden und die Aufnahmefähigkeit der Zuhörer. Dieses Maximum ist an modernen Mustern gemessen, in einer Vortragszeit von 1½ bis 2 Stunden erreicht, umfaßt daher rund 1000 bis höchstens 1200 Verse. Das ist die Ansicht des Berliner Rezitators Dr. Drösicher. Die Rhapsodien gilt es nun wiederzugewinnen.

Bei der Ilias ergeben sich 18 Rhapsodien im durchschnittlichen Umfang von ungefähr 870 Versen, bei der Odyssee 15 von durchschnittlich 800 Versen. Aus der rhapsodischen Einteilung ergeben sich die Grundprinzipien für die Durchführung der epischen Darstellung. Dabei ist ein streng symmetrischer Aufbau der einzelnen Rhapsodien zu beachten, in erster Linie bestimmt durch das Gesetz der Dreizahl, aneinandergereihte Szenen mit Anfang, Mitte und Ende. Die Hauptsache steht entweder im Mittelstück (Kerngesetz) oder im Endstück (Dreistufengesetz) oder endlich wird eine zusammenhängende Szene in zwei selbständige Teile zerlegt, zwischen die ein neues Element eingeschoben ist (Szenenspaltungsgesetz). Nach diesen Grundsätzen sind nicht bloß Einzelszenen zu größeren Abschnitten (Akten) zusammengeordnet, sondern der Aufbau des ganzen Epos regelt sich darnach. Neben der Dreiteilung findet sich zur Abwechslung auch die Zweiteilung. Mit der Annahme dieser Kompositionsart erklären sich manche Eigentümlichkeiten homerischer Darstellung, wie schroffe Uebergänge und Füllstücke. Das Gleichgewicht korrespondierender Glieder tritt oft sogar in der Verszahl scharf hervor. Selbstverständlich entfaltet sich innerhalb dieser Symmetrie die Kompositionskunst des Dichters in Parallelen, Kontrasten, Variationen, Verschränkungen und Umbiegungen des erwarteten Verlaufs der Handlung. Weiter handelt Drerup von der psychologischen Durchdringung des Stoffes und von den subjektiven Elementen der epischen Technik, den Motivierungen, Charakteren schmückenden Beiwörtern, von Spannung, Verzögerung und berührt schließlich noch das Unvermögen des Dichters, die Gleichzeitigkeit zweier Handlungen zum Ausdruck zu bringen.

Im dritten Bande bringt Franz Stürmer einen fortlaufenden ästhetischen Kommentar zur Odyssee, worin er die Rhapsodieneinteilung und die Grundsätze der Drei- und Zweiteilung an diesem Epos erprobt. Soweit ich das umfangreiche Buch übersehe — die Zeit für die Besprechung war mir knapp bemessen — sind dessen Ergebnisse einleuchtend und führen tief in das Verständnis der Odyssee ein. Die Folgerungen, die sich aus der Anwendung des Drei- und Zweiteilungsgesetzes ergeben, haben mich überrascht. Doch kann ich ihnen die Anerkennung nicht versagen. Das Buch ist ein erster Versuch; Einzelheiten werden sicher noch verändert werden, nach meiner Ueberzeugung auch in der Rhapsodieneinteilung. Aber als Ganzes werden die Ausführungen Stürmers die Kritik bestehen, wenigstens dort, wo man es liebt, den Dichter als Dichter zu lesen und zu genießen.

Vom Inhalt des ersten Bandes haben die vorstehenden Ausführungen ein Bild gegeben, freilich ein schwaches und unvollständiges; ich setze eben voraus, daß das Buch fleißig gelesen und studiert werde; meine Worte wollten einzig dazu anregen. Uebrigens ist dessen Lektüre ganz angenehm; Drerup hat einen flotten, sauberen Stil und

ist ein gewandter und klarer Darsteller. Was den Inhalt betrifft, so muß ich sagen, daß ich im allgemeinen Drerup beistimme. Er führt uns zum Dichter Homer zurück, von dem uns die Sezierarbeit eines Jahrhunderts immer weiter entfernt hat. Es bleibt halt doch immer wahr, was schon der alte Aristarch stark betont: man muß Homer aus Homer erklären. Damit gebe ich nur ein Urteil ab über die Gesamtanlage des Buches; Einzelresultate werden auch hier zu beanstanden sein. Mir persönlich lag mehr daran, auf die Vorteile desselben hinzuweisen; die Fehler werden von anderer Seite stark genug unterstrichen werden. Auf einen störenden Lapsus calami muß ich im sonst tadellos gedruckten Werke doch hinweisen; I S. 123, Z. 20 von oben soll es heißen Jahrtausend statt Jahrhundert.

Der Preis, 30 Fr. für beide Bände, ist annehmbar. Ich empfehle das Werk auch deshalb zur Anschaffung, weil die valutastarken Länder dem Herausgeber den Druck des zweiten Bandes ermöglichen müssen.

St. Gallen. Karl Schneider.

Zunftstube.

Réflexions d'un vieux critique sur la littérature française actuelle. — Ce critique c'est Lanson (*Revue des Deux Mondes*, 15 déc. 1921) dont je me borne à résumer les judicieuses remarques.

Ce qui est réjouissant, c'est l'abondance et la sincérité des vocations littéraires. La médiocrité ne manque sans doute pas; mais depuis 10 ou 15 ans on assiste à l'explosion de beaucoup de talents très divers et très distingués.

Il n'y a plus d'écoles, ni doctrine, ni technique, mais liberté esthétique complète. Chacun se fait l'art poétique qu'il veut et le réalise comme il veut. Le peuple ne demande à la littérature que du plaisir.

En revanche, il y a des *côteries*, des *chapelles*, beaucoup trop même. De là un caractère d'anarchie dans la littérature actuelle.

Les chapelles n'ont en commun que la passion des lettres, l'amour de la gloire, le mépris du bon public et la prétention d'apporter des techniques nouvelles qui dispensent de connaître les techniques éprouvées On y donne son culte non à une gloire incontestée, mais à un auteur rare. Si la sensibilité esthétique s'y affine, si le goût gagne en indépendance, il s'y développe une admiration mutuelle qui exclut toute critique et une course à l'extraordinaire, au rare. La technique a tout à gagner que l'écrivain soit un professionnel; l'amateur est la peste de tous les arts. Mais nombre de *jeunes* prouvent que la spécialisation littéraire appauvrit et rétrécit l'esprit: ils n'ont que des amours d'étudiants, des plaisirs de rapins, des conversation de brasserie, et ce qu'ils ont pu voir de l'humanité par la fenêtre de leur chambre. Qu'une profession active qui les mêlerait au flot humain élargirait leur intelligence!

Excepté quelques écrivains d'extrême-droite (catholiques et monarchistes) et d'extrême-gauche (socialistes et révolutionnaires), tous pratiquent aujourd'hui la religion de *l'art au-dessus de tout, l'art pour l'art*: sois sincère et fais ce que tu veux. Dans ce culte farouche de l'art, quelques-uns s'imaginent que l'immoralité par elle-même confère à l'œuvre un caractère d'art. D'autres ne font pas de différence entre travailler sur commande, livrer à volonté selon les partis au pouvoir de la poésie nationale ou antipatriotique, religieuse ou athée, et saisir en soi-même, vivantes, pour les éterniser par l'art les émotions et les passions collectives de leur temps ou de leur pays. Malgré les abus et les erreurs, il semble que l'on s'achemine vers une solution juste du principe de l'indépendance de l'art.

Le moment présent est dominé par le *romantisme*. La lutte entre le principe classique et le principe romantique se continue, et écrivains et critiques doivent se déclarer ou concilier les deux.

Quelques critiques de sang-froid, ou bien avertis de l'histoire se refusent à honnir le romantisme, d'où tout le 19e siècle est sorti. Ils comprennent qu'en finir avec lui, si l'on y réussissait, ce serait en finir avec la poésie.

A l'opposé Maurras et ses disciples et les critiques classiques et tradition-

nalistes proclament la primauté de la raison en littérature et en art et font passer à ce pauvre romantisme de bien mauvais quarts d'heure.

Au milieu il y a les efforts de fusion et de synthèse: on rejette les limitations et les excommunications absolues des systèmes. La littérature doit exprimer l'individu, le moi du créateur, mais aussi le plus possible de la vie universelle. Il faut que chacun se reconnaisse dans notre œuvre, et qu'elle lui apporte l'impression d'être en présence d'une âme unique. Quant au style, qu'on parle une langue assez commune pour être entendue de tous, assez personnelle pour donner la sensation de n'avoir jamais encore été entendue. Pour atteindre ce but on va chercher ses modèles chez les Grecs.

Voilà ou l'on en était en 1914. L'influence de la guerre sur la littérature n'apparaîtra clairement que dans quelques années. Il faudra aussi compter avec un nouveau facteur: la réforme de l'éducation nationale. De la solution qu'on apportera à cette grave question dépendra pour une part la littérature française, et son avenir aussi.

Christophe Favre.

Bücherecke.

Jakob Gähwiler, Agnes von Brunberg. Ritterschauspiel in 5 Aufzügen (Nr. 6 der Bühnenspiele für Schule und Volk). Eugen Haag, Luzern 1921.

Der Verfasser hat hier eine toggenburgische Rittersage ganz glücklich für die Bühne bearbeitet. Der Ritter auf Rätenberg entbrennt in wilder Leidenschaft für die Heldin des Stückes, die Tochter eines benachbarten Ritters; seine treue Gemahlin Kunigunde, eine zweite Ida von Toggenburg, wirft er in Kerker und Bande; der unverschuldete Verlust ihres Ringes bietet ihm dazu den erwünschten Vorwand. Die verblendete Agnes hört auf keinen Rat, läßt sich umgarnen, ist sogar taub für die letzte Bitte der sterbenden Mutter. Doch das Verhängnis schreitet schnell, der treulose Ritter wird erstochen von seinem Knechte, der aber auch sein böser Dämon war und als Doppelmörder sich das Leben nimmt. Die betrogene, unglückliche Agnes findet Begnadigung; sie sühnt hienieden schon durch ein langes Büßerleben und muß nach ihrem Tode noch 100 Jahre als gebannter Geist Sühne leisten, bis sie Ruhe findet. — „Durch Verführung zur Schuld, durch Sühne zu Gottes Gnad und Huld."

Das Schauspiel, ein gutes Volksstück, empfiehlt sich schon durch eine edle, reine Sprache; Spannung und Interesse werden wachgehalten bis zum letzten Wort. Durch die glückliche Lösung des 5. Aufzuges ist namentlich der ethische Kern der Sage recht eindrucksvoll herausgeschält. Das Stück darf besonders für unsere Vereins-Bühnen sehr empfohlen werden; auch für Institut-Bühnen dürfte es sich wohl eignen. A. L.

Der Könige König ist Vergänglichkeit,
ihr großer Prachtpalast die Welt;
sie geht drin auf und nieder weit und breit,
kein Ort bleibt frei, wohin nicht käm' ihr Schritt.
Und wo sie schreitet und worauf sie tritt,
verwüstet ist es — ringsum liegen ungezählt,
zerstreut wie im Scherzen,
bei umgestürzten Thronen
zerschlag'ne Kronen,
verwelkte Blumen und gebroch'ne Herzen.

Petöfi.

8. Jahrgang. Nr. 2. 30. März 1922

Mittelschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Philologisch-historische Ausgabe

Schriftleitung: Dr. P. Bonavent. Egger, Engelberg

Inhalt: Der Uebergang vom Internat zur Universität. — Lessing und die Zürcher. — Zunftstube. — Bücherecke.

Der Uebergang vom Internat zur Universität.

Von Dr. R. W. von Moos, Studentenseelsorger in Zürich.

Schon öfters wurde ich von treu besorgten Lehrern und Erziehern gefragt, welche psychologischen Momente bei den Internatszöglingen kurz nach Beginn ihrer Hochschulstudien am offensichtlichsten zu Tage treten. Diese pädagogisch bedeutsame Frage ist zugleich eine Gewissensfrage. Denn jährlich erleben wir es, daß neben den vielen weniger beachteten Studenten, die überzeugt nach ihrem Glauben leben, einige zuweilen schon im ersten oder zweiten Semester „verloren“ gehen und daß sich viele der andern, die „gut“ bleiben, vor Probleme gestellt sehen, denen sie nicht gewachsen scheinen. Darum sind wiederholt Vorwürfe laut geworden, sei es gegen die Anstaltserziehung überhaupt, sei es gegen dieses oder jenes Kolleg im besondern, zweifellos sehr oberflächlich und ungerecht. Und doch muß irgend etwas daran sein, müssen die seelischen Konflikte im jungen Akademiker auf ungelöste Spannungen hinweisen.

Ich bin mir vollauf bewußt, hiemit nichts Neues zu sagen; jeder Anstaltserzieher befaßt sich ex professo mit diesen Fragen. Aber sie können doch von zwei Seiten betrachtet werden, einmal mehr in ihrem Werden, sozusagen im voraus, das andere Mal mehr in ihrer vollen Entwicklung, a posteriori.

Die jährliche Bilanz der Erziehungserfolge in einem Kolleg ist den Einseitigkeiten eines jeden forum externum ausgesetzt. Das Urteil bildet sich gern nach der äußern Einstellung der Zöglinge gegenüber den Anforderungen der Anstalt: der Disziplin, dem Fleiße, der Frömmigkeit u. s. w. De internis non judicat praetor. Und doch sind die innern seelischen Vorgänge, die vom Zögling selber kaum beachtet oder wenigstens nicht reflex erfaßten Strebungen, die Gegensätzlichkeit von innerer Ueberzeugung und äußerer Gewohnheit, von psychologischem Bedürfnis und gelernter Form, von naturhaften Trieben und erworbenem Gebaren jene ungelösten Spannungen, die auf der Hochschule zuweilen mit elementarer Kraft den Ausgleich suchen und schon manchen innerlich zerrissen und zerstückelt haben.

Diese Spannungen entsprechen m. E. vor allem drei scheinbar gegensätzlichen Forderungen des Lebens: Autorität und Freiheit, der bekanntesten; Individualität und Gemeinschaft, der modernsten; Reinheit und Eros, der schwierigsten.

Es kann nicht die Absicht dieser Zeilen sein, eine erschöpfende Darstellung oder gar eine Synthese zu versuchen, sie tragen vielmehr den primitiven Charakter der Problemstellung.

1. Autorität und Freiheit. Ein eigenartiges Paradox im Seelenleben der angehenden Universitätsstudenten ist jene gefühlmäßige Ablehnung der auferlegten Autorität und zugleich die glatte Unterwerfung unter die frei gesuchte, bezw. die unter den feinen akademischen Formen nicht unliebsam empfundene. Hatten ihre Lehrer und Kollegien bislang als das non plus ultra gegolten — und die treue dankbare Gesinnung bleibt zeitlebens tief im Herzensgrund verankert —, so lernen sie jetzt wissenschaftliche Größen und Institute kennen, die ihnen fürs erste noch mehr imponieren und ihnen unwillkürlich jenen blinden Glauben an die Weisheit des Hoch-

schullehrers geben, auch wo er, z. B. in Weltanschauungsfragen, gar nicht kompetent ist. Die alten Lehrer und die alten Formen treten vor diesem blendenden Glanze in den Schatten, umso mehr weil das goldene Gefühl der Freiheit auch auf diesem Gebiete automatisch einsetzt.

Es ist die Reaktion allerdings weit geringer bei jenen, deren Wille in kluger Leitung durch stufenweise geringere Bedingung auf den beherrschten Gebrauch der Freiheit vorbereitet und geschult ist, als bei solchen, die bis zum Ende der Kollegszeit wie ihre jüngsten Mitschüler unter strammster Zucht und Ordnuug gestanden haben. Daß da die möglichst niedergehaltene Feder auch höher aufspringt, ist ein fast naturnotwendiges Gesetz. Das „ego sum dominus et rex" ist wohl das bequemste und daher das gebräuchlichste pädagogische Machtmittel, aber auch ein scharfes zweischneidiges Schwert. Anderseits kann zuweitgehende Milde und Anpassung leicht zur Schwäche und selbst zur Versuchung werden. Im allgemeinen dürfte das psychologische Assoziationsgesetz selten deutlicher in die Erscheinung treten, als bei unreifen Leuten, die auf beliebte Lehrer schwören, von unbeliebten aber auch den weisesten und bestgemeinten Rat in den Wind zu schlagen pflegen.

Kaum ein Problem der Internatserziehung beschäftigt, abgesehen von der sexuellen Frage, den angehenden Akademiker mehr und dürfte des eingehenden Studiums würdiger sein, als die Frage nach dem nicht nur auf die Kollegszeit zugeschnittenen, sondern auf das ganze Leben berechneten Ausmaß von Strenge uud Güte, von Zucht und Selbstzucht, von Autorität und Freiheit.

Zu den beiden genannten Reaktionen gegenüber der wissenschaftlichen Autorität und der pädagogischen Leitung der bisherigen Lehrer und Erzieher tritt vielfach eine weitere hinzu, die insofern unter das Kapitel Autorität und Freiheit gehört, als sie eine mehr oder weniger durchgeführte Absage an Normen ist, die auch durch die Hausordnung eine für alle gleichmäßige Regelung erfahren: die Reaktion im religiösen Leben.

Wie oft klagen ehemalige Internatszöglinge — ob mit Recht oder Unrecht sei hier nicht untersucht, es handelt sich zunächst um die Tatsache — daß sie „jetzt genug gebetet hätten", „es genüge für lange", „es sei für sie zu dicht gesät worden", und wie die bekannten Dicta alle heißen. Zöglinge, die laus Priester- oder Ordensberuf in unsere Kollegien eintreten, werden solchen Stimmen und Stimmungen wenig Beachtung schenken; bei ihnen hat das Ausmaß der religiösen Uebungen einem wirklichen Herzensbedürfnis entsprochen. Anders ist es bei religiös flacheren Naturen, denen von Hause die nötige Vorbedingung fehlt. Diese werden allerdings öfters, wie die Erfahrung der Hochschulseelsorge lehrt, durch gehäufte Gebetsübungen eher vom religiösen Leben abgestoßen als dafür gewonnen. Was von Aemtern und Andachten gesagt wird, mag auch von Exerzitien gelten. So fruchtbringend Exerzitien für die älteren Zöglinge sind, so senkt sich bei den Kleinen, namentlich, wenn sie statt in eigenen Kursen, mit den Großen zusammen Exerzitien machen müssen, da sie für die Erfassung der großen Linien der ewigen Wahrheiten noch nicht reif sind, eine bleibende Abneigung tief in den Grund der Seele, die sich später im akademischen Leben durch das Gefühl der Uebersättigung und Unlust gegen die Teilnahme an Exerzitien rächt, wo sie doch weit notwendiger wären als vor dem 15. Lebensjahre. Selbstredend ist das nicht der einzige Grund, warum sich viele Studenten von Gebet und von den religiösen Uebungen fern halten.

2. Individualität und Gemeinschaft. Ich möchte aus diesem gesamten Ideenkomplex nur einen Gedanken herausheben, der durch seine Zeitgemäßheit eine besondere Beachtung verdient: die Orientierung des Studenten gegenüber der sozialen Frage. Früher konnte man sich damit begnügen, den jungen Menschen für die Gemeinschaft so zu erziehen, daß man ihn einfach in dieselbe hineinstellte. Wenn schon eine kinderreiche Familie eine treffliche Schule für den sozialen Altruismus ist, so umso mehr ein großes Internat, in dem alle gleich behandelt werden, gleiche Rücksichten aufeinander nehmen müssen und vielfach sogar die gleiche Kutte tragen. Mit dem Aufkommen des Sozialismus aber sahen sich die Erziehungsanstalten genötigt, diese Zeiterscheinung auch im philosophischen und religiösen Unterricht zu behandeln. Man ging vielfach noch weiter und zog in den freieren Kreis der sogenannten Akademien, in den man früher mit Poeten und Rhetoren den Forderungen der Zeit zu genügen glaubte, auch soziale, wirtschaftliche

und ideenpolitische Gebiete, soweit die Fassungskraft des Pennälers es erlaubte. Auf die künftige soziale, karitative und politische Betätigung wurde noch dringlicher hingewiesen, und das eine oder andere Kolleg versuchte sich sogar nach Möglichkeit mit praktischer Vinzenzarbeit und in Patronagen. Das alles war ein sehr erfreulicher Fortschritt und eine Notwendigkeit in unserer sozialen Zeit.

Wenn hier noch eine Aufgabe zu lösen oder doch zu vertiefen ist, so könnte es diese sein, die im jungen Menschen infolge der sozialen Strömungen entstehende Spannung zwischen selbstgenügsamen und selbstgerechten Tendenzen einerseits und überbordenden sozialen Gefühlen andererseits, auch der Gesinnung nach, also nicht durch bloßes äußeres Wissen über den Sozialismus u. s. w., zu überwinden. Der egoistische Individualismus des Menschen verleitet den zu Extremen geneigten Studenten leicht zu einer absoluten Verwerfung aller persönlicher sozialer und politischer Betätigung: er sondert sich ab, „singt und trinkt" sich in eine unwirkliche Welt hinein und sieht sich, wenn er ins Philistertum tritt, plötzlich nicht nur allein auf die eigenen Füße gestellt, sondern auch in seinen sozialen Ideen isoliert. Anderseits kann im gleichen Studenten der unbestreitbare Idealismus mancher Theoretiker des Sozialimus (Leonard Ragaz) derart zündend wirken, daß bei der jugendlichen Unreife und Schwärmerei ein förmlicher Uebertritt zur sozialistischen Partei und Praxis vorkommt. Egoistische und soziale, selbst sozialistische Tendenzen arbeiten im Akademiker, um ihn nach links oder rechts zu ziehen. Es gilt auch hier, die Lösung und den Ausgleich zu finden. Er liegt wohl darin, daß die Studenten von sozialen, wirtschaftlichen und politischen Fragen nicht nur einen historisch-philosophischen Begriff erhalten, wozu der Unterricht sein Bestes leisten kann, sondern daß durch die Erziehung eine innere Einstellung sowohl gegen das eine Extrem der rein kapitalistischen wie gegen das andere der sozialistischen Denkart bewirkt wird und positiv ein Bedürfnis, im christlichen Sinne bei Wahrung aller berechtigten Individualität seine Kräfte auch in den Dienst der Gemeinschaft durch soziale, karitative und politische Tätigkeit, soweit die Fähigkeiten und Verhältnisse es gestatten, zu stellen.

Unsere politischen Führer klagen mit Recht über den Mangel an Nachwuchs in den eigenen Reihen. Sie sehen, daß die Universitätsjahre auch nicht erzeugen, was im Pennal noch nicht geweckt worden war. Der junge Mensch muß in Gottes Namen seiner Entwicklung entsprechend so früh als möglich für alle diese Fragen erzogen und innerlich gewonnen werden. Freilich müssen dann auch unsere Politiker und Volkswirtschaftler die jungen Kräfte anspannen und ihnen so bald als möglich Gelegenheit zur Betätigung geben. Sonst wird von oben erstickt, was von unten mühsam gepflanzt worden war.

3. Die sexuelle Frage. Für die seelischen Spannungen, die das Geschlechtsleben im jungen Menschen hervorrufen, braucht wohl kein Zeugnis angeführt zu werden. Schon der Umstand, daß der Universitätsstudent, wenigstens an nicht katholischen Hochschulen, neben seinen Fachgesprächen über nichts soviel redet als über das Sextum, ist ein flammendes Zeichen, daß hier nicht nur Neugierde obwaltet, sondern ein tiefstes und meist schmerzlich empfundenes seelisches Bedürfnis nach ethisch-philosophischer Aufklärung und psychologischer Lösung des tragischen Kampfes zwischen Trieb und Tugend.

Es gibt Kollegien, in denen neben der allgemeinen Willenserziehung und den sicher nicht zu unterschätzenden indirekten Hilfen die Zöglinge ein oder zwei Jahre vor der Maturität systematisch und individuell vom Beichtvater, bezw. vom Kongregationspräses aufgeklärt werden, soweit dieses noch notwendig ist. Wenn so jeder vorbereitet an die Hochschule kommt, ist der erste große Schritt zum Siege über die Leidenschaft getan. Aber wenn der junge Akademiker fast ahnungslos an die Hochschule kommt, so kann die Gefahr mit einer Unmittelbarkeit an ihn herantreten, daß es schon viel Gnade und guten Willen braucht, um auf die Dauer stand zu halten. Bei den einen wird es unbeherrschte Neugierde sein, die ihn zum geheimnisvollen Verbotenen treibt, bei den andern die Blamage vor den Kameraden, die ihn, den Naiven, am Studententisch oder in der Kaserne namenlos auslachen und als Kind bezeichnen, bei den dritten die im Berufsstudium, im Verkehr und im reifenden Menschen von selber erwachende Begierde. Da greifen denn die Unvorbereiteten nach Forel, nach den Psychanalytikern, sie fragen ihre medizinischen Kommilitonen, sie werden verwirrt, unsicher,

innerlich gespalten und schließlich — es ist das leider oftmals das Ende — werfen sie alles über Bord, sogar den Glauben. In diesem Zusammenhang versteht sich auch der Ausspruch eines Studenten, er trete in eine schlagende Verbindung, weil er nicht keusch bleiben könne. Der nicht hinreichend Unterrichtete verstand unter Keuschheit das Freisein von der pollutio nocturna. Es genügt eben nicht, den Zögling, solang er kaum sinnlich fühlt, vor der Sünde zu „bewahren", man muß ihn dem Wissen und dem Willen nach auch für die späteren Zeiten vorbereiten, wo die Versuchung durch keinen Abschluß und keine Behütung von ihm ferngehalten werden kann.

Wie segensreich wäre es, wenn einmal auch katholischerseits ein wissenschaftlich hochstehendes Werk über das sexuelle Problem geschrieben würde. Die vielen Jugendschriften, so gut sie auch sind, genügen dem Akademiker nicht. Er wird von ganz anderen Problemen berührt als jenen, die dort oft nur schwach angedeutet sind, und gewöhnlich Jahre lang durch sie in Spannung gehalten. Da gäbe es ein eminentes Apostolat für einen katholischen Gelehrten, der zugleich praktischer Seelsorger ist.

Mit diesen wenigen Gesichtspunkten ist das Problem: Internat und Hochschule eher aufgerollt als dargestellt. Noch viele andere Fragen, noch viele Einzelheiten könnten und müßten zur Sprache kommen und, was noch besser wäre, zur wechselseitigen Aussprache. Die Seele des jungen Akademikers ist es wert, und die vielen treuen Sorgen, die der Zögling im Kolleg erfahren hat, hätten es reichlich verdient. Die Bewahrung aller Kollegserfolge wäre ein unermeßlicher Segen für unser ganzes Land. Es ist wahrhaft der Liebe wert, alle Kraft dafür aufzubieten.

Lessing und die Zürcher.

Von P. Alban Stöckli, Stans.

In Nummer 8 des vorigen Jahrganges gibt Dr. Herzog in der „Mittelschule" unter dem Titel: „Poesie, redende Malerei" eine Charakteristik der Zürcher und Lessings in der bekannten Literaturfrage, die allerdings den Vorzug hat, seine ganz eigene Auffassung zu sein, mit der Wirklichkeit und der durchgehenden Behandlung in der Literaturgeschichte aber kaum übereinstimmen dürfte. Das Thema zeichnet sich zwar nicht aus durch Aktualität, im Gegenteil, es ist ziemlich bestaubt, aber nichtsdestoweniger kann es von einigem Vorteil sein, diese umstrittene Periode der deutschen Literatur etwas näher ins Auge zu fassen.

Lassen wir zuerst Hrn. Dr. Herzog das Wort: „Will man verstehen, was die Schweizer der damaligen Zeitrichtung gegenüber meinten, als sie verlangten, die Poesie soll redende Malerei sein, dann nehme man z. B. das kleine Büchlein zur Hand, das jüngst im Delphinverlag (München) herauskam: Geßner, der Meister der Idylle, und da besehe man sich die Geßner'schen Gemälde und Radierungen. Was diese Bilder vermitteln, ist wirklich stumme Poesie; es ist Stimmung, würden wir heute sagen."

Es ist freilich verlockend in dieser Frage von Geßner'schen Radierungen auszugehen, aber nicht ebenso ratsam. Denn daß Geßner'sche Radierungen ohne weiteres als Illustrationen für Bodmer'sche Kunstsätze angesprochen werden können, ist nicht eine so ausgemachte Sache, wie es auf den ersten Blick scheinen könnte. Will man wissen, was die Zürcher unter redender Malerei verstanden, so nehme man vielmehr ihre diesbezüglichen Abhandlungen zur Hand: Die „Discourse der Mahlern" oder die „Critische Dichtkunst", dann weiß man aus erster Quelle und durch authentische Erklärung, wie sie verstanden sein wollten. Kann man das nicht, so greife man zu einer guten Literaturgeschichte, die den Inhalt dieser Schriften resümiert. Dies tut z. B. Salzer in folgender Weise: „Die Einbildungskraft wird (von den Zürchern) mit Wolff als die Fähigkeit bestimmt, die Sinneseindrücke festzuhalten und zu erneuern; ihrer bedürfen die Dichter und Redner. Aufgabe des Dichters ist es, seine Einbildungskraft mit allem, was die Kunst hervorgebracht hat, zu erfüllen, denn nur so werde er ein poetisches Werk mit lebhaften Bildern und Gemälden derartig beseelen, daß der Leser die Dinge selbst vor sich zu sehen glaubt. Die Dichtkunst ist ja ihrem ganzen Wesen nach Beschreibung, indem der Dichter die in sich aufgenommenen Eindrücke dem Leser vormale, und daher der Malerei verwandt. Je mehr es dem

Poeten gelinge, durch seine Bildnisse und Gemälde die Empfindungen zu erzeugen, die das Urbild selbst erregt, desto größer sei die Wirkung."

Wir sind aber über die Theorien der Zürcher, die sie in der „Kritischen Dichtkunst" vertraten, noch besser orientiert. Goethe gibt uns in „Dichtung und Wahrheit" [1]) einen Auszug davon, wie wir ihn klarer nicht wünschen könnten. Er schreibt doch: „Breitingers „Kritische Dichtkunst" ward vorgenommen. Hier gelangten wir nun in ein weiteres Feld, eigentlich aber nur in einen größern Irrgarten, der desto ermüdender war, als ein tüchtiger Mann, dem wir vertrauten, uns darin herumtrieb. Eine kurze Uebersicht rechtfertige die Worte.

Für die Dichtkunst an und für sich hatte man keinen Grundsatz finden können: sie war zu geistig und flüchtig. Die Malerei, eine Kunst, die man mit den Augen festhalten, der man mit den äußern Sinnen Schritt vor Schritt nachgehen konnte, schien zu solchem Ende günstiger; Engländer und Franzosen hatten schon über die bildende Kunst theoretisiert, und man glaubte nun durch ein Gleichnis von daher die Poesie zu begründen. Jene stellte Bilder vor die Augen, diese vor die Phantasie; die poetischen Bilder also waren das erste, was in Betracht gezogen wurde. Man fing von den Gleichnissen an, Beschreibungen folgten, und was nur immer den äußern Sinnen darstellbar gewesen wäre, kam zur Sprache.

Bilder also! Wo sollte man nun aber diese Bilder anders hernehmen als aus der Natur? Der Maler ahmte die Natur offenbar nach; warum der Dichter nicht auch? Aber die Natur, wie sie vor uns liegt, kann doch nicht nachgeahmt werden: sie enthält so vieles Unbedeutende, Unwürdige, man muß also wählen; was bestimmt aber die Wahl? Man muß das Bedeutende aufsuchen; was ist aber bedeutend?

Hierauf zu antworten mögen sich die Schweizer lange bedacht haben; denn sie kommen auf einen ganz wunderlichen, doch artigen, ja, lustigen Einfall, indem sie sagen, am bedeutendsten sei immer das Neue; und nachdem sie dies eine Weile überlegt haben, so finden sie, das Wunderbare sei immer neuer als alles andere.

Nun hatten sie die poetischen Erfordernisse ziemlich beisammen; allein es kam noch zu bedenken, daß ein Wunderbares auch leer sein könne und ohne Bezug auf den Menschen. Ein solcher notwendig geforderter Bezug müsse aber moralisch sein, woraus denn offenbar die Besserung des Menschen folge, und so habe ein Gedicht das letzte Ziel erreicht, wenn es, außer allem andern Geleisteten, noch nützlich werde. Nach diesen sämtlichen Erfordernissen wollte man nun die verschiedenen Dichtungsarten prüfen, und diejenige, welche die Natur nachahmte, sodann wunderbar und zugleich auch von sittlichem Zweck und Nutzen sei, sollte für die erste und oberste gelten. Und nach vieler Ueberlegung ward endlich dieser große Vorrang mit höchster Ueberzeugung der Aesopischen Fabel zugeschrieben.

So wunderlich uns jetzt eine solche Ableitung vorkommen mag, so hatte sie doch auf die besten Köpfe den entschiedensten Einfluß. Daß Gellert und nachher Lichtwer sich diesem Fache widmeten, daß selbst Lessing darin zu arbeiten versuchte, daß so viele andere ihr Talent dahin wendeten, spricht für das Zutrauen, welches sich diese Gattung erworben hatte. Theorie und Praxis wirken immer aufeinander; aus den Werken kann man sehen, wie es die Menschen meinen, und aus den Meinungen voraussagen, was sie tun werden."

Soweit Goethe über eine Frage, die ihn gründlich beschäftigte.

Bleiben wir bei dem letzten Gedanken stehen: Theorie und Praxis wirken immer aufeinander ein; aus den Werken kann man sehen, wie es die Menschen meinen. Legen wir diesen Satz als Maßstab an die Bodmer'schen Dichtungen, und wir werden sehen, daß wir in unserer Darstellung nicht fehlgingen, daß die redende Malerei bei den Zürchern ganz etwas anderes als Stimmung bedeutet.

Wenn eine Dichtungsart der Stimmung zugänglich ist, ja der Stimmung eigentlich ruft, so ist es das Lied, und unter den verschiedenen Arten der Lieder vor allem die Elegie. Will man wissen, was die Stimmung in der Elegie Wunderbares schaffen kann, so greife man zu Eichendorffs Elegie „Auf meines Kindes Tod". — Auch Bodmer hat Elegien gedichtet und zwar ebenfalls auf den Tod seines Sohnes, aber welch ein Unterschied! Man höre einmal die ersten Verse:

Dies unbelebte Ding, das sich nicht kennt,
noch fühlt,

[1]) Dichtung und Wahrheit 2, 7.

Zwar menschlich von Gestalt, doch auf den Grund zerwühlt,
Soll dieses kürzlich noch ein Sohn gewesen sein?
Das Herze widerspricht dem unbeliebten Schein.

In dieser philosophischen Reflexion geht es weiter, von Stimmung keine Spur. Mit welchem Recht kann man darum behaupten: „Stimmung war's, was die Schweizer verlangten, Stimmung statt der unanschaulichen Behauptung, statt des tönenden moralischen Phrasenschwalles, der aus der französischen Literatur herübergekommen war. Genau besehen, stießen damals Germanismus und Romanismus aufeinander, und der gemütlose, nur logisch eingestellte Lessing entschied sich für den Romanismus, ohne im übrigen den Streitfall nur recht verstanden zu haben." — Das sind kühne Behauptungen. Und wäre man so „logisch eingestellt" wie Lessing, so hätte man sie wohl kaum gewagt; wie es denn überhaupt bedenklich ist, einen Mann um seiner Logik willen tiefer einzuschätzen; denn auch die Richter sollten ihr nicht entraten.

Daß es sich hier nicht um Romanismus und Germanismus handeln kann, zeigen die theoretischen und poetischen Schriften der Zürcher und zwar inbezug auf Inhalt und Form. Wohl haben sie, wie Dr. Nadler in seiner Literaturgeschichte bemerkt, ein Verdienst, „daß sie zwischen dem englischen und französischen Wechselstrom ausdrücklich betonten, man dürfe von keinem fremden Volke ein literarisches Schema übernehmen". Aber er fügt auch bei: „Und aus kluger nüchterner Ueberlegung kam nun alles, was sie den deutschen Stämmen zu sagen hatten, nicht aus den untrüglichen Ahnungen eines großen schöpferischen Genies. Was sie anstrebten, war eine grundlegende Aesthetik für alle Künste." — Hätten sich die Zürcher wirklich vom nationalen Gefühl leiten lassen — Germanismus lag ihnen als Schweizern sowieso ferner — so hätten sie nicht auf Opitz als Musterpoet zurückgegriffen. Denn der war es ja, der die Ausländerei in die deutsche Literatur einführte und selbst den klassischen Wein aus französischen Gläsern kredenzte. Hätte ihnen ferner Deutschtum etwas gegolten, so hätte Bodmer in seiner gereimten Literaturgeschichte „Charakter der deutschen Gedichte" den biedern Hans Sachs nicht mit Lohenstein auf die gleiche Stufe gesetzt und ihn als den Schrecken der Kamenen hingestellt.

Will man aber gar die Schweizer als die Sänger heiterer Lebenslust bezeichnen, die den „moralischen Phrasenschwall" nicht ertragen könnten, so stellt man die Tatsachen direkt auf den Kopf.

Nicht die Schweizer waren die heitern Sänger, sondern die Leipziger mit Hagedorn, wenn überhaupt eine Gruppe diesen Namen verdient. Die Zürcher waren, obwohl für sich religiös ziemlich freisinnig, in moralischen Dingen strenge Kritiker. Geßner hatte es erfahren mit seinem ersten Gedicht „Die Nacht". Der ernste Haller gab in dieser Hinsicht für die Schweizer den Ton an.

Daß Lessing nicht einmal den Fragestandpunkt erfaßt habe, wie Dr. Herzog meint. ist eine unbeweisbare Ansicht. Lessing hat die Schriften der Schweizer gekannt und hat ihre Anschauungen, soweit sie richtig waren, lobend anerkannt. Daß er dann aber in seinem Laokoon die Zürcher korrigiert und die Grenze zwischen Malerei und Poesie, oder allgemeiner, zwischen bildenden und redenden Künsten, scharf gezogen hat, bleibe ihm als Verdienst angerechnet, wenn es auch auf uns nicht mehr die Macht einer Entdeckung ausübt wie z. B. auf den jungen Goethe, der darüber sich äußert: „Man muß Jüngling gewesen sein, um sich zu vergegenwärtigen, welche Wirkung Lessings Laokoon auf uns ausübte, indem dieses Werk uns aus der Region eines kümmerlichen Anschauens in die freien Gefilde des Gedankens hinriß. Das so lange mißverstandene ut pictura poësis war auf einmal beseitigt, der Unterschied der bildenden und Redekünste klar; die Gipfel beider erschienen nun getrennt, wie nahe ihre Basen auch zusammen stoßen mochten. Der bildende Künstler sollte sich innerhalb der Grenze des Schönen halten, wenn dem redenden, der die Bedeutung jeder Art nicht entbehren kann, auch darüber hinauszuschweifen vergönnt war. Jener arbeitet auf den äußern Sinn, der nur durch das Schöne befriedigt wird, dieser für die Einbildungskraft, die sich wohl mit dem Häßlichen noch abfinden mag. Wie vor einem Blitz erleuchteten sich uns alle Folgen dieses herrlichen Gedankens; alle bisherige anleitende und urteilende Kritik war wie ein abgetragener Rock weggeworfen."

Mit Lessings Laokoon hat die sog. malende Poesie aufgehört ein Bestandteil und

ein Problem der deutschen Literatur zu sein. Jene Poesie nämlich, die in der Ausmalung idealisierter und wunderbarer Welten und Situationen ihren Endzweck fand, wie es in den Patriarchaden eines Bodmer und auch in der Messiade Klopstocks bis zur Ermüdung genossen werden kann. Nicht daß man in Zukunft keine poetischen Beschreibungen oder Gemälde mehr geliefert hätte, aber sie waren von nun an für den Dichter nur, was die Staffage für den Maler, Abklärung der örtlichen Situation; das strömende Element war die Handlung.

Wenn sich in der neuern Lyrik eine Spezialität ausgebildet hat, die man mit dem Namen Naturbild bezeichnet, eine Gattung, in der Greif, Storm und auch Hofer Ausgezeichnetes geleistet haben, so hat auch diese Art Malerei mit den Zürchern nichts zu tun und fällt darum auch nicht unter Lessings Verdikt.

Da wird nämlich mit ein paar Strichen, mehr skizzenhaft als ausführlich, die Stimmung einer Landschaft oder einer Tageszeit festgehalten und mehr durch die Melodie der Sprache ins Musikalische übersetzt als durch peinlich getreue Widergabe der Phantasie vermittelt. Man nehme als Beispiel Martin Greifs „Abend im Tal“:

Tiefblau ist das Tal,
Ueber den Wäldern gehet
Die Sonne still zur Ruh',
Im sinkenden Strahl
Der Wipfel Regung wehet
Den leisen Sternen zu.

Gegen solche Malerei hat niemand etwas einzuwenden, auch ein Lessing nicht. Aber um diese handelte es sich eben nicht. Aber auch jene Geßner'schen Radierungen, die Dr. Herzog als Illustration zur „redenden Malerei“ der Zürcher auffaßt, sind weit entfernt, Stimmungsbilder zu sein im Sinne eines Greif oder anderer Moderner, die das Naturbild pflegen. Denn diese gehen von der Wirklichkeit aus, die sie durch poetisches Anschauen verklären. Nicht so Geßner. Weder in seinen Idyllen noch in seinen Radierungen. Denn die einen sind nur Uebersetzungen der andern. Geßners Idyllen sind wirklichkeitsfremd, sie spielen in einem geträumten Arkadion. Und wenn dies nicht schon aus seinen Bildern herauszulesen wäre, so würde er es uns selber sagen. Er schreibt nämlich im Vorwort zu seinen Idyllen: „Diese Dichtungsart bekömmt daher einen besondern Vorteil, wenn man die Szenen in ein entferntes Weltalter setzt; sie erhalten dadurch einen höhern Grad der Wahrscheinlichkeit, wie sie auf unsere Zeit nicht passen, wo der Landmann mit saurer Arbeit untertänig seinem Fürsten und den Städten den Ueberfluß liefern muß, und Unterdrückung und Armut ihn ungesittet und schlau und niederträchtig gemacht.“ Man lese nur eine seiner empfindsamen Idyllen, und man wird sehen, daß der Verfasser sein Werk im Vorwort richtig signalisiert hart. — Aber die Bilder? Entspringen dem gleichen Geist. Hätten wir nicht schon in den obigen Worten die geistige Abkommenschaft seiner Radierungen beleuchtet, so gäbe er uns selber darüber Aufschluß in einem Brief an Herrn Füßli, worin er seinen Bildungsgang aufdeckt und als seine höchsten Vorbilder die beiden Poussin und Lorrain anführt. Man weiß aber, daß diese beiden Meister der heroischen Landschaft, namentlich der jüngere Poussin, weniger die Stimmung der Natur entnahmen, als sie durch Belebung mit idealistischen Gestalten hineintrugen. Wenn darum einer auch heute noch in Geßners Idyllen oder in seinen Radierungen zeitgemäße Poesie entdeckt, so ist er mit seinem Kunstempfinden bedeutend zurückgeblieben, oder dann inauguriert er eine neue Periode empfindsamer, wirklichkeitsarmer Poesie.

Und es scheint fast, als ob das letztere im Anzug wäre. Begreiflich wäre es nach all dem Bittern der letzten Jahre, und Ansätze dazu sind auch vorhanden. Man denke nur an jenes überschwängliche, greisenhafte Verherrlichen und Vergolden der Jugendtage. Man kann sich nicht genug tun in Hervorsuchung des alten Zaubers. Knaben werden zu bevorzugten Helden des Romans und der Erzählung. Alles ein Zeichen, daß man sich in der eigenen Haut nicht mehr wohl fühlt und nach etwas Besserem sucht. Das wäre ja an sich nicht so schlimm, aber die Gefahr, sich zu verirren, liegt nahe. Und eine Verirrung ist es schon, wenn der Mann nicht mehr im Mann und in seiner Zeit die Schicksalsbegegnung und die Schicksalsstunde seines künstlerischen Schaffens findet.

Zunftstube.

Vom Internat zur Universität. Im Anschluß an den Artikel aus kompetenter Feder, der an der Spitze dieser Nummer erscheint, möchten wir darauf aufmerksam machen, daß dem Vernehmen nach das Zentralkomitee der Marianischen Kongregationen gedenkt, im laufenden Frühjahr eine Konferenz von Studentenseelsorgern der Hochschulen und höheren Lehranstalten einzuberufen. Eine solche ist nur freudig zu begrüßen, und der erwähnte Artikel kann gewissermaßen als Einführung gelten, indem er wichtigste Probleme anschneidet, deren allseitige Besprechung sich als recht fruchtbar erweisen dürfte. B. E.

Berichtigung. In der letzten Nummer der „Mittelschule" haben sich einige Druckfehler festgesetzt, die der Zensur der Schriftleitung entgangen sind. Ortographische Schnitzer und Fehler wie Panathanäen statt Panathenäen, ptolomäisch statt ptolemäisch, Astriarch statt Aristarch, wird der sachkundige Leser selbst verbessert haben. Dagegen sei ausdrücklich aufmerksam gemacht, daß S. 2, Sp. 1, Zeile 16 v. u. Lachmann statt Bachmann, S. 2, Sp. 2. Z. 20 v. u. Mülder statt Müller, S. 5, Sp. 1, Z. 18 v. u. positiv-aufbauend statt negativ-aufbauend zu lesen ist.

Bücherecke.

Glasschröder, P. Emmeram O. Cap., Der katholische Student. Ein religiöser Wegweiser durch Mittel- und Hochschule. 5. Tausend. 628 S. Einsiedeln, Benziger u. Cie.

Die Aufgabe, die der Verfasser vorliegenden Büchleins sich stellt, ist eine schwere. Ausgehend von Christi Wort: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben" (Joh. 14, 6), will er dem katholischen Studenten, Gymnasiasten und Akademiker behilflich sein, seine religiöse Ueberzeugung zu festigen, ein sittlich hochstehender Charakter zu werden und ein gesundes, echt katholisches Gebetsleben zu pflegen.

Der erste Abschnitt „Wahrheit" enthält eine kurze Apologetik. Trotz einzelner guter Partien möchten wir bezweifeln, ob sie ihren Zweck erreichen wird. Sie ist inhaltlich zu wenig tief und in der Form zu wenig wissenschaftlich. Insbesondere sollten die Kernpunkte, auf die alles ankommt, Existenz Gottes und Gottheit Christi schärfer und klarer bewiesen werden. Als Grundlage für letzteren Beweis wären auch einige Worte über die Echtheit der Evangelien am Platze. Um für diese Vertiefung der Beweise Platz zu gewinnen, dürften ganz ruhig die Zitate aus Goethe und anderen ungläubigen Autoren beschränkt oder sogar weggelassen werden. Die Angabe der Quelle bei Zitaten sollte genauer sein.

Der zweite Teil „Weg" zeigt dem jungen Mann, wie er in den Grundsätzen Christi die Richtlinien für sein Tugendstreben findet. Die darin gebotenen Ausführungen sind bedeutend besser. Sie würden aber sicher sehr gewinnen, wenn das überwältigende Charakterbild Christi zu Grunde gelegt und von da aus dem vorwärts stürmenden Jüngling gezeigt würde, wie er an Christus sich bilden müsse, um ein Soldat Christi zu werden. All das Gute und Praktische, was der Verfasser mahnend und abratend vorbringt, würde dadurch unter einem einheitlichen und großen Gesichtspunkt zusammengefaßt.

Der dritte Teil „Leben" bietet die üblichen Andachten und Gebete in guter Auswahl. Sehr zu loben ist das Bestreben, zum liturgischen Gebet anzuleiten. Doch sollte zu diesem Zwecke das Zentrum der Liturgie, das Meßopfer, in seiner eminenten Bedeutung erklärt und dem Leser Anleitung gegeben werden, wie er in der Messe mit Christus beten kann. Die zum großen Teil unhaltbare Meßgewänder-symbolik (S. 330 ff.) dürfte dafür ruhig geopfert werden.

Das ganze Buch atmet eine aufrichtige, warme Liebe zur Jugend, müßte aber, um seinem Leserkreis, Gymnasiasten und Hochschulstudenten, wirklich zu entsprechen, zum Teil umgearbeitet werden. Die Gefahren und Schwierigkeiten des Akademikers müßten erhöhte Berücksichtigung finden. Aber auch so, wie es vorliegt, kann es viel Gutes stiften. P. L. H.

8. Jahrgang. Nr. 3. 4. Mai 1922

Mittelschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Philologisch-historische Ausgabe

Schriftleitung: Dr. P. Bonavent. Egger, Engelberg

Inhalt: „Konkret und abstrakt“. — Zur Charakteristik des römischen Volkes. — Zunftstube. — Bücherecke.

„Konkret und abstrakt“.

Eine logische Studie zur Sprachlehre.

Von Dr. P. Karl Bor. Lusser O. S. B., Altdorf.

Die Frage nach der Bedeutung von „konkret“ und „abstrakt“ in der Sprachlehre erscheint als ein Ausschnitt aus dem alten und verzweigten Problem der Stellung der Grammatik zur Logik bezw. der Philosophie überhaupt.

Wie steht es heute mit der Erkenntnis dieser Wechselbeziehung? Welches ist die Auffassung von „abstrakt“ und „konkret“ auf seiten der Grammatiker, welche die der aristotelisch-scholastischen Logik? Dies die Fragen.

I.

Der logische Charakter der Sprachlehre ist traditionell. Schon Dionysius Thrax (um 60 v. Chr.), der Kompilator griechischer Sprachweisheit zum Zwecke der schulmäßigen Erlernung, hat ihn seiner griechischen Grammatik, dem Vorläufer aller Sprachlehren, durch seine Systematik nachhaltig aufgedrückt (vgl. Willmann, Didaktik, 4. Aufl., Braunschweig, Vieweg 1909, S. 108 f.). Die Uebersetzung, Umgestaltung und Anpassung dieser allgemeinen Sprachsystematik an die Sprache Roms hat uns das überliefert, was wir als Formenlehre und Syntax schlechthin betrachten, angewandt auf das Material der früh bewußt ausgebildeten und festgelegten später sog. klassischen Sprache des Latein. Daran lehnt sich noch heute zumeist die deutsche und vieler, wenn nicht aller andern Völker Sprachlehre an.

Neuerdings freilich hat man versucht, weitergehende historische (J. Grimm) und sprachvergleichende (Fr. Bopp) Erwägungen in den Vordergrund zu stellen. Seit W. Wundt wird damit auch Psychologie verbunden, nicht zuletzt in einer sehr erweiterten sprachphysiologischen Phonetik (vgl. J. W. Nagl, Deutsche Sprachlehre für Mittelschulen, 2. Aufl., Wien, Fromme 1906; Sütterlin, Die deutsche Sprache der Gegenwart, 3. Aufl., Leipzig, Voigtländer 1910 u. a. m.) Aber auch die tiefere logische Begründung einzelner sprachlicher Formen wird wieder mehr und mehr angestrebt, da die ausschließliche, nicht durch sprachgeschichtliche und volkspsychologische Betrachtungen gemilderte Tyrannis dieser philosophischen Disziplin nicht mehr zu fürchten ist. Beispielen dafür begegnen wir außer in den eben genannten Sprachwerken besonders in den Grammatiken des Handbuches der klassischen Altertumswissenschaft, herausgegeben von Iwan Müller: Dr. K. Brugmann, Griechische Grammatik, 3. Aufl., München 1900 und Dr. Friedr. Stolz und J. H. Schmalz, Lateinische Grammatik, 3. Aufl., München 1900, ferner bei Prof. Dr. F. Willomitzer, Deutsche Grammatik für österreichische Mittelschulen, 12. Aufl., Wien 1907; Dr. L. Sütterlin und Dr. Albert Waag, Deutsche Sprachlehre für höhere Lehranstalten, 4. Aufl., Leipzig 1910; und vorzüglich bei der empfehlenswerten Sprachlehre von Dr. K. Schnorf, Dr. J. Freis Schulgrammatik der neuhochdeutschen Sprache für Gymnasien, Lehrerseminarien usw., 15. Aufl., Zürich, Beer u. Co. 1911. Wir halten das für einen Fortschritt oder doch für einen Anlauf dazu. Denn noch ist die Frage nicht klar. Man sucht nach logisch-sprachlichen Zusammenhängen. Die klassische Logik unserer Zeit, die an Kant orientiert ist, bietet sie nicht befriedigend. Somit ist bloß ein tastendes,

langsames Voranschreiten auf dunklen Pfaden möglich. Man konstatiert Tatsachen und sucht eine Erklärung dazu und daraus. An der realistischen, objektivistischen Logik der aristotelischen Scholastik möchte man sich wohl nicht gern Richtlinien suchen, wie sehr man sich ihr auch entgegengedrängt sieht.

Ob sie aber nicht doch Licht bringen könnte, ja, nicht geradezu berufen wäre, sichtend und ordnend einzugreifen?

John Stuart Mill, der englische Philosoph des letzten Jahrhunderts, im übrigen gewiß kein verdächtiger Zeuge, sucht gerade in der Frage nach dem Begriff von „konkret" und „abstrakt" Hilfe beim Sprachgebrauch der Scholastik. Sonst sei die Verwirrung und Willkür unheilbar (Dr. P. Beat Reiser O. S. B., System der Phil., I. Bd.: Formalphil. oder Logik, Benziger 1920, S. 62). Diese Ueberzeugung drängt sich wirklich auf, wenn man den Wald der Grammatiken durchwandert.

Zwar findet man bei den rein praktisch gerichteten, auf rasche Aneignung und berufliche Verwendung der Wörter und Sprachformen fremder Idiome angelegten neusprachlichen Lehrbüchern wenig Bedürfnis nach klarer, unzweideutiger Beschreibung logisch-grammatikalischer Begriffe. Die Sauermethode, Banderet u. Reinhard, Bize u. Flury, Börner, F. Gaffino, Donati, Sacerdote, Ploetz usw. bedürfen dessen kaum. Anders die Lehrbücher der klassischen Sprachen, die Sprachverständnis vermitteln sollen. Middendorf-Grüter (1849), Haake (1867), Seyffert (26. Aufl. 1883), Menge (1886), Fries-Seyffert (1888), Ellendt-Seyffert (36. Aufl. 1892), Kühner (45. Aufl. 1896), Jäggi (Ingenbohl 1915), Walter (Zürich 1917), Müller-Fritzsche (Ausgabe C 1918) u. a. m. unter den lateinischen Grammatikern; Curtius (1873, 1880), Kurz (1885), Koch (1887), Brugmann (1900) u. a. bei den griechischen anerkennen das Bedürfnis nach einer Klarlegung logischer Begriffe, wie der von „konkret" und „abstrakt". Nicht weniger einstimmig die Verfasser von Lehrbüchern für den Unterricht in der deutschen Muttersprache.

Das ist die Nachfrage. Und das Angebot? — Es entspricht kaum. Die vorliegenden Antworten: die Begriffsbestimmung und noch mehr die Verwertung dieser gewonnenen Begriffe zur Erklärung sprachlicher Formen lassen vielfach zu wünschen übrig.

Wir beschränken uns auf die eingangs erwähnten Begriffe „konkret" und „abstrakt" besonders in ihrer Verwendung zur Einteilung der Substantive.

II.

Wie definiert die Sprachlehre konkrete und abstrakte Substantive? —

Auf einen umfassenden Streifzug durch die Menge der vorliegenden Versuche müssen wir an dieser Stelle verzichten. Wir resümieren bloß.

Und da finden wir denn drei Hauptanschauungen. Sie treten öfter vermischt als getrennt und reinlich gesäubert auf.

Die Meinung, die „konkret" und „sichtbar" gleichstellt, übergehen wir. Sie würde nach eigener Erfahrung kein Kind befriedigen. Durchgeführt und ausschließlich tritt sie m. W. auch gar nicht auf.

Wichtig ist das Begriffspaar: „Sinnending" — „Gedankending". Es tritt in der Großzahl der Lehrbücher verschiedener Sprachen auf, oft mit etwas veränderten Termini. So bei Dr. H. Menge (Latein. Schulgr., Wolfenbüttel 1886, § 9) als „selbständig, sinnlich wahrnehmbares" Ding (Konkretum) — „Begriffsname"; Seyffert-Fries (Ellendt-Seyfferts Lateinische Grammatik, 36. Aufl. 1892, § 8) als „Sinnenbegriffe" — „Vernunftbegriffe"; Schindler-Volkmer (Deutsche Sprachlehre 1909) als „Sinnending" — „Gedankending"; Dr. W. Bruckner (Abriß der Deutschen Sprachlehre für höhere schweiz. Schulen, 4. Aufl., Basel 1916, S. 11 f.) als „Gegenstände" — „Begriffe"; Dr. W. Scheel (Otto Lyons Handbuch der Deutschen Sprache für höhere Schulen, 8. Aufl., Teubner 1917, S. 72) als „Sinnendingwörter" — „Gedankendingwörter"; Müller-Fritzsche (Latein. Schulgrammatik, Ausg. C, 1917, § 3) als „mit den Sinnen wahrnehmbare Gegenstände" — „Eigenschaften oder Tätigkeiten", endlich auch Borel (Grammaire Française, Stuttgart 1907, S. 58) usw.

Wohl die Erwägung, daß geistige Substanzen, wie Gott, Engel, Geist zwar selbständige, einzeldingliche Subjekte, nicht aber „sinnlich wahrnehmbar" sind, brachte eine Reihe Grammatiker auf den Versuch, „Sinnending" durch „wirklich seiend, wirklich vorhandene Gegenstände" zu ersetzen. So Dr. Moritz Seyffert (Dr. Fr. Ellendts Latein. Gramm., 26. Aufl., Berlin 1883, § 15); Seyffert-Fries (Latein. Elementargramma-

tik, 3. Aufl., Berlin 1888, § 5); Dr. R. Kühne (Elementargramm. der latein. Sprache, 45. Aufl., 1896, Kap. 4, § 11); Sommer (Deutsche Sprachlehre, 14. Aufl., Paderborn 1917, S. 4), der „wirklich vorhandene" und „bloß gedachte Gegenstände" unterscheidet. — Auch das schien nicht zu befriedigen. Es gibt doch wohl Abstrakta, und es dürfte sogar die Mehrzahl sein, die nicht „bloß Gedachtes" besagen.

So kam man auf eine dritte, aber leider ebenfalls nicht rein auftretende Entgegenstellung, welche die Konkreta als Namen von Eigenschaftsträgern, Subjekten im logisch-physischen Sinne, selbständigen, substanziellen Gegenständen oder Dingen, die Abstrakta unter den Substantiven dagegen als Bezeichnungen für substantivierte, trägerlose Eigenschaften, Handlungen oder Zustände betrachtet. Diese liegt den Ausführungen der Grammatik Brugmanns (S. 367—373), einer Note der Griech. Schulgrammatik Dr. Ernst Kochs (1887, S. 162) und wohl schon der ebenfalls griech. Schulgrammatik von Dr. E. Curtius (1880, § 103), wie überhaupt den bezüglichen Erhebungen aller Grammatiken zugrunde, welche die Tatsachen einfach anführen, entweder ganz ohne oder doch ohne gewaltsame Interpretation anhand einer voreingenommenen Terminologie. Einen großen Teil der bereits namhaft gemachten Lehrbücher finden wir neben vielen andern auch hier wieder, insofern sie sich wenigstens teilweise dieser dritten Auffassung nähern, besonders bezüglich der Abstrakta. Nach Menge sind diese „Begriffsnamen, welche Eigenschaften, Zustände, Tätigkeiten usw. von Dingen" angeben (§ 186). Seyffert-Fries spricht von „als Gegenstände gedachten Tätigkeiten, Eigenschaften oder Zuständen" (1888, § 5). Für R. Kühne (1896) ist ein Abstraktum, „ein Substantiv, das eine Eigenschaft bezeichnet" (a. a. O.). Beinahe gleich auch V. Jäggi (Latein. Schulgrammatik, § 4). Bei Walder bezeichnen Verbalsubstantiva eine „Handlung an sich"; ist diese aber in ihrem Ergebnis betrachtet, so steht das Partiz. Perf. Pass. als Konkretum (§ 283). Müller-Fritzsche sagt: „Abstrakta bezeichnen Eigenschaften oder Tätigkeiten" (Ausg. C, § 3). Dasselbe setzt die Latein. Grammatik von Fr. Stolz und J. H. Schmalz im Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft voraus (S. 429 ff.). Genauer faßt sich J. W. Nagl (Deutsche Sprachlehre für Mittelschulen, 2. Aufl., Wien 1906, S. 53): „das Hauptwort benennt nicht nur einen oder mehrere Gegenstände selbst (Personen, Sachen), sondern auch eine Eigenschaft, einen Zustand oder eine Tätigkeit beliebiger Gegenstände". Die synoptisch und in logischem Zusammenhange dargestellten Beispiele: Lehrer—Gewissenhaftigkeit, Kenntnis, Strenge; Schüler — Beklommenheit, Angst, Freude zeigen, daß der richtige Weg eingeschlagen worden. Selbst Sommer interpretiert seine „bloß gedachten" Gegenstände als „z. B. eine Eigenschaft (Stärke), Tätigkeit oder Handlung (Gang), einen Zustand (Frieden)" (S. 4). Beinahe wörtlich wie Nagl, ebenfalls ohne Nennung der Termini „abstrakt" und „konkret", spricht Willomitzer (a. a. O., S. 8). Nach Sütterlin (Die deutsche Sprache der Gegenwart, S. 97) können sowohl dauernde als vorübergehende Eigenschaften (die er S. 87 allgemein „den greifbaren, selbständigen Erscheinungen oder Dingen" gegenüberstellte) „verdinglicht" oder „als Ding gedacht" werden, z. B. Schwere, Gedanke. Er nennt letztere ausdrücklich Abstrakten. Nachdrücklich und wiederholt weist er auch bezüglich der Konkreta und Abstrakta auf die Abhängigkeit der Sprache von der veränderlichen Vorstellung und dem Gebrauch des Wortes im Satze hin: „Ein Urteil über das Wesen und die Bedeutung eines Wortes kann man eigentlich nur von Fall zu Fall geben" (S. 89).

Den Infinitiv hebt er hier (S. 104), wie auch in der Schulgrammatik Sütterlin-Waag (S. 54) als Verbalabstrakt (substantivische Tätigkeitsbezeichnung) hervor. Am ausführlichsten und eingehendsten, gerade in einem didaktischen Musterbeispiel legt Dr. K. Schnorf (a. a. O., S. 22 f.) die Unterscheidung von Eigenschaftsträger und abgezogener Eigenschaft am durchgeführten Beispiel des blühenden Rosenstrauches dar. Leider aber findet er die treffende Benennung für die erkannte Sache nicht, da er, sich der traditionellen Ausdrucksweise des „Sinnendinges" erinnernd, sagt: „Die Gegenstände sind teils konkret (concrescere, zusammenwachsen), in geringerem oder höherem Grade körperlich (von mir gesperrt!), so daß sie mit einem oder mehreren Sinnen wahrgenommen werden können, teils abstrakt (abstrahere, abziehen), durch eine besondere Tätigkeit unseres Geistes von den konkreten Gegenständen abgezogen, unkörperlich, nur geistig wahrnehmbar". Aehnlich Lyon-Scheel (a. a. O., S. 72).

Wir möchten hier gleich bemerken, daß der Auffassung aller Konkreta als „Sinnendinge" insofern der Schein einer sprachgeschichtlichen Berechtigung zukommt, als nach begründeter Ansicht auch die Namen geistiger Dinge erst metaphorisch von körperlichen übertragen wurden. Aber dadurch wurden sie eben zur eigentlichen Bezeichnung andersartiger Dinge adoptiert, und so treten Konkreta, die nicht sinnlich wahrnehmbar sind, in den Vorstellungs- und somit auch den Sprachkreis eines Volkes ein. Kann man diese nun wegen der Reminiszenz ihres Namens an die Körperwelt, die übrigens aus dem Sprachgefühl so gänzlich entschwunden, daß sie wissenschaftlich „rekonstruiert" werden muß, selbst „körperliche Dinge" heißen? —

Die besprochenen Ansichten überschauend, stellen wir fest, daß unter den meist vertretenen Begriffspaaren: Sinnending — Gedankending; wirklicher — bloß gedachter Gegenstand; Eigenschaftsträger — trägerlose Eigenschaft in der näheren Charakterisierung von „konkret" und „abstrakt" bei den Substantiven, die letzte Einteilung eine vor den andern ausgezeichnete Stellung einnimmt. Ja diese scheint eigentlich in allen Begriffspaaren unausgesprochen und etwas verdeckt enthalten zu sein und sich imponierend hervorzutun, wo einer, absehend von vorgefaßten Meinungen und hergebrachter Terminologie, schlicht und wahr die Tatsachen und sprachlichen Erscheinungen anführt, welche den Begriffen „konkret" und „abstrakt" nahe zu stehen scheinen und durch sie ihre Erklärung finden möchten und könnten.

Was sagt nun die Logik dazu?

(Fortsetzung folgt.)

Zur Charakteristik des römischen Volkes.

Von P. Robert Löhrer O. S. B., Engelberg.

Ueber das römische Volk ist seit Anfang des letzten Jahrhunderts viel und Vorzügliches geschrieben worden. Aber unter der Fülle dieser Literatur gibt es unseres Wissens, wenigstens auf deutschem Sprachgebiete, kein Werk, das ex professo den Charakter des römischen Volkes behandelte. [1]) Auch Mommsen, der mit seltenem divinatorischem Geschick die römische Psyche in ihren feinsten Regungen erfaßt und dargestellt hat, gibt uns davon nicht ein zusammenhängendes, in sich abgeschlossenes Bild; wir müssen vielmehr die einzelnen Züge dieses Bildes in mühseliger Sichtungsarbeit aus dem vielbändigen Quellenmaterial heraussuchen und zusammenfügen, wie die Steinchen zum fertigen Mosaik. Der Versuch einer kurzen Charakteristik des römischen Volkes erscheint also schon aus diesem Grunde als gerechtfertigt. Sollte gar einer unserer berufenern Kollegen daraus den Anlaß nehmen, die hier bloß angedeuteten Gedankengänge bei Gelegenheit weiter auszubauen und vielleicht in einer eigenen Schrift festzulegen, so wäre das die schönste Frucht unserer kleinen Mühe. Aber wir fühlen uns dafür schon reichlich belohnt im Gedanken, daß vielleicht da oder dort ein Lehrer durch unsere Studie sich angeregt fühlen wird, dem psychologischen Moment im historisch-philologischen Schulbetrieb vermehrte Beachtung zu schenken. Wir versprechen uns daraus keinen geringen Vorteil für den Unterricht. Hat der Schüler einmal die Sinnesart und vorherrschende Geistesrichtung, kurz den Charakter eines Volkes klar erfaßt, dann wird ihm auch gleich alles an diesem Volke viel vertrauter. Eine Reihe bisher unerfaßter Zusammenhänge eröffnet sich ihm; Grammatik und Literatur rücken in engste Verbindung zu Geschichte und Volkstum; eine fast unbeschränkte Vergleichungsmöglichkeit tut sich auf gegenüber der Geschichte und Sprache anderer Zeiten und Nationen. So gelangen wir auf dem einfachsten und natürlichsten Wege zu einer idealen Verbindung und gegenseitigen Durchdringung der einzelnen Fächer und tragen damit bei zur Lösung eines der wichtigsten Probleme moderner Schulpädagogik.

In Erwägung, daß der römische Nationalcharakter seine höchste und reinste Entfaltung erlebt hat vor Beginn und noch während der ersten Periode der punischen Kriege, haben wir den positiven Beweisstoff

[1]) Bei den Philologen zeigt sich hierin allerdings seit den letzten Jahrzehnten ein erfreulicher Fortschritt. Wir verweisen nur auf Weise, Charakteristik der lateinischen Sprache[4], Teubner 1909, und Skutsch, Die lateinische Sprache, in: Kultur der Gegenwart[3], Teubner 1912, I. Teil, VIII. Abt. Seite 523–62.

für unsere These der Hauptsache nach diesem Zeitraum entnommen. Eine solche Einschränkung schien uns nicht nur erlaubt, sondern aus Gründen der Klarheit und in Rücksicht auf die bescheidene Ausdehnung dieser Arbeit geradezu geboten. Eine Charakteristik will ja keine Kulturgeschichte sein, und sodann zeigt sich der römische Volkscharakter der spätern Republik und besonders der Kaiserzeit so sehr überwuchert von fremden Einflüssen und organischen Auswüchsen, daß wir Mühe haben, darunter sein ursprüngliches Aussehen noch zu erkennen.

Wir wollen auch nicht untersuchen, inwiefern für die innere und äußere Entwicklung des Römervolkes die Lage seines Landes und seine urvölkischen Beziehungen von Bedeutung gewesen. Unsere Absicht ist es ja nicht, zu zeigen, wie dieser Volkscharakter *geworden* ist, sondern wie er sich in historischer Zeit tatsächlich dargestellt und praktisch ausgewirkt hat.

Nach diesen notwendigen Vorbemerkungen kommen wir zum eigentlichen Gegenstand unserer Abhandlung. — *Charakter*[1]) (vom griech. χαράσσω spitzen, schärfen, einprägen) besagt im weitesten Sinn des Wortes das, was einem Ding seine Eigenart, seine Originalität verleiht. Auf eine *Person* angewandt, nennt uns der Ausdruck jene Eigenschaft, die auf besondere Art das Denken, Wollen und Fühlen dieser Person beeinflußt und so ihrer ganzen Handlungsweise einen bestimmten Stempel aufdrückt. Wie wir aber vom Charakter eines bestimmten Individuums reden, so können wir es auch tun von einem ganzen Volke. „Auch die Völker haben ihre Individualität.“ [2]) Auch sie haben irgend eine hervorstechende Eigenschaft, die die andern leitet und einschränkt und so dem betreffenden Volke sein eigentümliches Gepräge, sein unterscheidendes Merkmal gibt. Und wie in den Einzelmenschen der Charakter sich unterscheidet nach dem Mischungsverhältnis, in dem die verschiedenen Seelenkräfte, Verstand und und Wille, Phantasie und Gemüt sich in ihnen vorfinden, so wiederum bei ganzen Völkern. „Nur wenigen begünstigten Individuen und nur wenigen bevorzugten Nationen ist das glückliche Los gefallen, mit allen Geisteskräften in fast gleich hohem Maße ausgerüstet worden zu sein. Dieses Vorzugs erfreuen sich unter den klassischen Völkern die Griechen, während bei den Römern Verstand und Wille entschieden auf Kosten der übrigen Geistesgaben entwickelt sind.“ [3]) Und zwar müssen wir hier wohl den Begriff „Verstand“ noch stark einschränken, indem wir ihn nehmen als „praktischen Verstand“, denn auf spekulativem Gebiete hat sich der Römer zu keiner Zeit hervorgetan. So können wir schließlich als charakteristischen Zug des römischen Volkes festhalten: **Eine eiserne Energie, verbunden mit seltener Klugheit**. Wir haben damit eine Formel gefunden, die sich zwar etwas abstrakter anhört als die beliebten Schlagwörter: Ein Volk von Bauern, von Kriegern, von Soldaten, von Königen usf., die aber den Vorteil hat, den Inhalt aller dieser Begriffe in einer einzigen Vorstellung zusammenzufassen.

Beweisen wir unsere Aufstellung, indem wir das römische Volk betrachten in seinem *öffentlichen* und *privaten Leben*, so wie die Geschichte es uns zeigt. Dieses *historische* Argument kann dann zum Schluß durch ein *philologisches* noch etwas erweitert und vertieft werden.

Was das **öffentliche** Leben betrifft, müssen wir den Römer würdigen in seiner Eigenschaft als *Bürger*, als *Politiker* und als *Krieger*.

Jeder römische *Bürger* ist ein großer Patriot. Aber sein Patriotismus besteht keineswegs in lebhaften Gefühlen, er ist wesentlich *Wille und Tat*, sich äußernd in vollendeter Disziplin und Subordination, und er ist *kluge Berechnung*, die in der Größe des Staates das eigene und einzige Heil erblickt. Daher jene grenzenlose Hochachtung vor der Autorität, die nach Mommsen „den Sohn in die Furcht des Vaters, den Bürger in die Furcht des Herrschers, sie alle in die Furcht der Götter bannte,“ während der Grieche „dem Einzelnen das Ganze, der Gemeinde die Nation, dem Bürger die Gemeinde aufopferte.“ [4]) „Entschlossen gab der Italiker die [persönliche] Willkür hin um der [politischen] Freiheit willen und lernte dem Vater gehorchen, damit er dem Staat zu gehorchen verstände. Mochte der einzelne bei dieser Untertänigkeit verderben und der schönste menschliche

[1]) Im intellektuellen, nicht im moralischen Sinne genommen.
[2]) Michaut, Le Génie Latin, Paris, Fontemoing 1900, S. 10.
[3]) Weise, a. a. O. S. 1.
[4]) Mommsen, Römische Geschichte [6], Berlin, Weidmann 1874, I, 23 f.

Keim darüber verkümmern; er gewann dafür ein Vaterland und ein Vaterlandsgefühl, wie der Grieche es nie gekannt hat, und errang allein unter allen Kulturvölkern des Altertums bei einer auf Selbstregiment ruhenden Verfassung die nationale Einheit, die ihm endlich über den zersplitterten hellenischen Stamm und über den ganzen Erdkreis die Botmäßigkeit in die Hand legte." [1])

Diese durch größtmögliche Zurückschraubung jeder persönlichen Eigengelüste erlangte nationale Einheit wurde gestützt und gefördert durch eine wahrhaft geniale Regierungskunst. Der politische Instinkt ist diesem Volke gleichsam angeboren. Es grenzt ans Wunderbare, mit welcher Klugheit und Beständigkeit die römische Staatskunst ihre weiten Ziele durch die Jahrhunderte hin verfolgte. Schon die Regierungsform stellt eine höchst geistreiche Kombination von Monarchie, Aristokratie und Demokratie dar, eine glückliche Mischung von Freiheit und Autorität. Wir haben in Wahrheit „den goldenen Mittelweg zwischen der extremen Einheit, die im Orient die ganze Gewalt in der Person des Königs vereinigte, und der extremen Zerstückelung, die das an sich schon kleine Griechenland in ebensoviele Staaten als Städte zerteilte." [2]) In seinem Senat hatte das römische Volk einen Rat, dessen mit Kraft gepaarte Weisheit das Vaterland oft und oft dem sichern Verderben entrissen. Auch die Einsetzung von zwei gleichzeitigen und gleichberechtigten Konsuln, die sich durch Rat und Tat unterstützen, aber auch bei allfälligen absolutistischen Bestrebungen gegenseitig in Schach halten konnten, zeugt von gereifter Staatsklugheit.

Aber am glänzendsten hat sich das politische Genie der Römer wohl gezeigt in ihrer Art, die Besiegten zu behandeln und die unterjochten Völker zu regieren. „Auch die andern Völker der Antike verstanden sich auf Eroberungen, aber keines wußte das Eroberte zu behaupten, weil keines die Rechte vergessen wollte, die der Sieg ihm gegeben." [3]) Nicht so Rom. Kaum war der Krieg beendigt, der Gegner unterworfen, so suchte es denselben in seinem eigensten Interesse wieder aufzurichten. Zufrieden mit der Lähmung der politischen Gewalt seiner Gegner, ließ es ihnen in den weitaus meisten Fällen ihre privaten und völkischen Gebräuche, ihre Könige und ihre Regierungssysteme. Und um die einzelnen Kolonien und eroberten Städte immer inniger an die Republik zu knüpfen, kargte Rom, ganz im Gegensatz zu Hellas, durchaus nicht mit der Verleihung seines Bürgerrechtes. Das war, nach Duruy, „die Münze, womit es alle Dienste bezahlte." [4]) Daneben gründete es eine ganze Hierarchie von verschieden privilegierten Städten, von denen jede die benachbarten eifersüchtig beobachtete und so in Pflicht hielt. Der wachsende Glanz der Weltstadt tat sein Uebriges, um den Stachel der politischen Abhängigkeit bald aus den Seelen der Untertanen zu entfernen.

Man sieht, Rom vernichtet nicht, sondern durch ein ebenso unmerkliches wie unwiderstehliches System der Einverleibung und Aufsaugung assimiliert es sich alles; es verschlingt gleichsam die Besiegten und wandelt sie in Römer um, so sehr, daß ganze Stämme und Völker unter der Wirkung dieses Absorptionsprozesses spurlos verschwunden sind.

Aber zur nationalen Einheit und zum politischen Weitblick muß die Kraft der äußern Aktion hinzukommen, soll der Staat sich erhalten und stetsfort erweitern. Und in der Tat, Rom macht seinem Namen alle Ehre (vom griech. ῥώμη Kraft). Fast alle staatlichen und privaten Einrichtungen der Stadt bezweckten letzten Endes die Heranbildung eines starken, tapfern Kriegertums. Armee und Volk waren aufs innigste verwachsen. Durch Mut und Todesverachtung, durch Geduld und eiserne Manneszucht wurde die römische Miliz zur ersten der Welt. Mit Recht sagt Boylesve, daß „die Römer im allgemeinen nur durch Römer besiegt worden." [5]) Daher jener imponierende Stolz, der am Tag nach der unglückseligen Schlacht von Heraklea erklären konnte: Die Republik verhandelt nicht, solange ein Fremder auf italienischem Boden verbleibt. Der Eindruck dieser männlichen Antwort war so tief, daß der Friedensunterhändler des Pyrrhus seinem Herrn gestand, die römischen Senatoren seien ihm vorgekommen wie ebensoviele Könige.

---

[1]) Mommsen, a. a. O. S. 23.
[2]) Boylesve S. J., Les grands siècles et les grands hommes [3], Paris, Jules Vic, 1881. S. 33.
[3]) Duruy, Histoire des Romains, Paris, Hachette 1879, I. 384.
[4]) a. a. O. S. 384.
[5]) a. a. O. S. 47.

Wie tief der militärische Geist in diesem Volke wurzelte, zeigt eine ganze Reihe von Wörtern, die, ursprünglich technische Kriegsausdrücke, mit der Zeit zu wichtigen Begriffsbestimmungen des täglichen Lebens geworden, z. B. Quirites (Lanzenmänner), stipendium (Sold), acies (Schlachtlinie), spoliare (einem Besiegten die Rüstung abziehen), intervallum (Zwischenraum zwischen zwei Pfählen), præmium (das von der Kriegsbeute vorweg genommene) usw. [1])

(Fortsetzung folgt.)

Zunftstube.

Füllfeder und Kalligraphie. Im Jahresbericht der Kantonsschule in Trogen für das Schuljahr 1921/22 lesen wir: „Da die Lehrerschaft allgemein eine Verschlechterung der Handschrift feststellte, beschloß sie, weil ein zu früher Gebrauch des Füllfederhalters eine schöne und deutliche Handschrift beeinträchtigt, den untersten drei Klassen den Gebrauch desselben für alle schriftlichen Schularbeiten zu untersagen." B. E.

Berichtigung. In letzter Nummer der „Mittelschule" lies S. 13, Sp. 1, Z. 16 v. u. „dort" statt „doch" und S. 14, Sp. 1, Z. 26, v. o. „Dichter" statt „Richter".

Bücherecke.

Hartmann, P. Plazidus, De neu „Goethe". Ein lustig-ernstes Spiel in 2 Aufzügen (Nr. 8 der Bühnenspiele für Schule und Volk). Eugen Haag, Luzern. 1922.

Wer des nämlichen Verfassers vaterländisches Schauspiel „Gundoldingen" studiert hat, bewundert den hohen sittlichen Gehalt, die einheitliche, getragene Stimmung und die künstlerisch feine Diktion dieser Dichtung. Um diese Stimmung nicht zu beeinträchtigen, hat der Verfasser die Derbheit der Soldatenszenen in enge Schranken gewiesen und vom Hofnarren alles Possenhafte ferngehalten; ja gerade dieser Person legt er in einer feinen Mischung von Elegie und Satyre größte Lebensweisheiten in den Mund.

Das Erscheinen des Lustspiels „De neu ‚Goethe'" konnte daher die Vermutung auslösen, es möchte dieses Opus eine geistvolle Verspottung emanzipierter Schöngeisterei bedeuten, ein Werk, das wegen der literarischen Anspielungen und der intuitiv zu erfassenden Satyre nur von literarisch Gebildeten ganz verstanden und genossen werden könnte.

P. Plazidus hat in seiner Neuschöpfung absichtlich einen eigenartigen Weg beschritten. — Wir wollen versuchen, durch einen Vergleich in den Geist dieses Werkes einzudringen. — Wer sich die Mühe nicht verdrießen läßt, die Türme der Notre Dame in Paris zu besteigen, der wird auf der zweiten Galerie eine ganze Sippschaft interessantester Tierfratzen antreffen, deren scharfgemeißelte Gesichtszüge eine eigentümliche Mischung von menschlicher Verdorbenheit und überlegenem Spott ausdrücken. Und diese von der Balustrade auf Paris hinabgrinsenden Fratzen wirken durch den realistischen Ausdruck der Verdorbenheit ebenso abstoßend, wie durch das satyrische Lächeln anziehend. Es sind nicht Ausgeburten einer tollen Phantasie, sondern wohlüberlegte Schöpfungen des nämlichen Künstlers, der die großen Münsterportale mit den kernigfrommen Heiligengestalten geschmückt hat.

So ist's mit dem Stück „De neu ‚Goethe'". Der kommunistische Redaktionsdiener Kueni mit seinem groben Mundstück und seiner unaufhörlichen maßlosen Kritik, — der Redaktor Seidenwest des liberalen Bourgeoisieblattes „Die Intelligenz", ein Mann von großem Selbstbewußtsein, geistiger Hohlheit und verblüffender Impertinenz, welche Eigenschaften durch die geläufigen französischen Brocken nicht verdeckt werden, — beide mit ihrer Pflichtversäumnis und Vereinsmeierei — erregen unser höchstes Mißfallen; aber da wir herausfühlen, daß sie als Spottfiguren auf der Weltbühne auftreten und die Schwächen bestimmter Stände versinnbilden, gesellt sich zum Abscheu das Interesse und der Humor.

Seidenwest, ein wahlloser Verehrer der Goethe'schen Poesie, ist Vertreter jener Menschenklasse, welche das Monopol auf die In-

[1]) Vgl. Weise, a. a. O. S. 11 ff.

telligenz zu besitzen wähnt, in den höchsten Weltanschauungsfragen über vage Gefühle nicht hinauskommt und mit Selbstgefälligkeit auf die untern, ihrer Meinung nach stumpfen Volksmassen hinabblickt, für welche sie ein genügsames Vegetieren in einer Art Schlafzustand als oberste Glücksstufe taxiert — „Schlafe, was willst du mehr?“ Aber das Proletariat ist erwacht; seine Poesie lautet:

„Schon hörst du morgenfrisch die Trommeln rühren,
Der unterdrückten Massen Aufgebot.“

Der Liberalismus als System wird im zweiten Akt als eine feingepelzte, bewunderte, gehätschelte und harmlos schlafende Katze dargestellt; aber diese offenbart nun Ungezogenheiten, die dem Presse- und Literaturvertreter höchst widerlich sind und ihnen dauernd anhaften. Wer unter dieser glatten, falschen und unsäuberlichen Katze nebenbei noch gewisse weichliche, stark sinnliche Literaturprodukte in Dichtwerken und Feuilletons verstehen will, — ja, wer letzten Endes in diesem Lebewesen ganz allgemein eine Allegorie des unter gewinnendem Aeußern versteckten Allbösen, also ein Pendant zum Mephistopudel erblickt, der wird die geheimen Gedankengänge des Dichters durchwandelt haben.

Im bescheidenen, geduldigen, dankbaren Basler Dichter Theo Sarasin, — der durch seine ungelegene Wahrheitsbetonung die „heilige Goethestimmung“ zerstört, den Schwindel entlarvt und durch sein eigenes Gedicht, das in eine Verherrlichung der stillen, liebevollen Pflichterfüllung ausmündet, der Retter des Redaktor Seidenwest wird, — ist wohl das echte Christentum verkörpert, diese einzige Rettung in der verworrenen Weltlage. „Wenn alles schläft, die Liebe ruht nicht.“ Und da im „Abendlied“ von Theo Sarasin uns eine Poesie von P. Plazidus begegnet, so tritt eigentlich dieser durch das Mittel der christlichen Literatur als warnender und helfender Prophet uns entgegen.

Theo Sarasin, der Helfer in der Not, erhält von Redaktor Seidenwest eine namhafte Belohnung und die Zusicherung fortgesetzter Sympathie. — So wird auch das Christentum von der liberalen Bourgeoisie vorübergehend als Nothelfer gefeiert und mit den Versicherungen unwandelbarer Sympathien bedacht werden.

Alt ist das Abendlied von Goethe, hatte früher nur einen andern Titel, — alt ist das Abendlied von Sarasin, war früher schon in einem bescheidenen Lokalblättchen erschienen, — alt wie die Menschheit ist der Gegensatz zwischen dem weltbeherrschenden, hochfahrenden, genußsüchtigen Egoismus und der verkannten, bescheidenen, still sich hinopfernden Nächstenliebe.

All die erwähnten Probleme sind im „Neue ‚Goethe‘“ so unter buntem, schellenklingelndem Narrengewand versteckt, daß sie nur vom Sinnierenden gefunden werden; aber auch das rein Aeußerliche vermag durch den fortwährenden Stimmungswechsel die komischen Verwechslungen und Situationen und die grellen Sprachfarben aufs angenehmste zu unterhalten.

„De neu ‚Goethe‘“ ist darum nur für wenige ein lustig-ernstes Stück, aber für diese eine wahre Perle von Kultursatyre, — und diese wenigen werden sich an den Shakespearschen Realismen nicht stoßen.

Für den größten Teil der Kreise aber, für welche die Sammlung „Bühnenspiele für Schule und Volk“ bestimmt ist, wird es nur derb-lustig wirken, wobei die Sackgrobheit des Kommunisten und die Unart des Katzentieres Bedenken erregen müssen, umso mehr, als diese Derbheiten nicht selten durch Zutaten der Spieler verstärkt werden, wie dies weiland mit dem „Franzos im Ibrig“ geschehen ist. Für Kreise, die am Oberflächlichen haften bleiben, ist zum mindesten die Katzenfigur aus dem Stück zu eliminieren. Z.

Die linden Lüfte sind erwacht,
sie säuseln uud weben Tag und Nacht,
sie schaffen an allen Enden.
O frischer Duft, o neuer Klang!
Nun, armes Herze, sei nicht bang!
Nun muß sich alles, alles wenden.

Die Welt wird schöner mit jedem Tag,
man weiß nicht, was noch werden mag,
das Blühen will nicht enden;
es blüht das fernste, tiefste Tal:
Nun, armes Herz, vergiß die Qual!
Nun muß sich alles, alles wenden.

Uhland.

8. Jahrgang. Nr. 4. 29. Juni 1922

Mittelschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Philologisch-historische Ausgabe | Schriftleitung: Dr. P. Bonavent. Egger, Engelberg

Inhalt: „Konkret und abstrakt“. — Zur Charakteristik des römischen Volkes.

„Konkret und abstrakt“.

Eine logische Studie zur Sprachlehre.

Von Dr. P. Karl Bor. Lusser O. S. B., Altdorf.

(Schluß.)

III.

Die Begriffe „konkret“ und „abstrakt“ stehen in Wechselbeziehung. Auch die Sprachgeschichte lehrt, daß in der Vorstellung vieler Völker wie des Einzelindividuums und folglich auch in der Sprache sinnlich wahrnehmbare Gegenstände, die allgemein „konkret“ genannt werden, vor den sinnlich nicht zugänglichen auftreten. Sinnlich wahrnehmbare Dinge sind aber individuell, einzeldinglich. In ihnen sind Wesen, Individualität und Eigenschaften verwachsen (konkret). So existieren die Dinge in der Natur, außerhalb unseres Geistes. So gehen sie in unsere Erkenntnis nicht ein. Fassen wir sie im Begriff, so werden sie allgemein, ihrer Einzeldinglichkeit entkleidet. Diese kann ihnen im Gedanken zurückgegeben werden durch bewußte oder unbewußte Beziehung der Idee auf die selbst individuelle Sinneserkenntnis, durch Wiedervereinigung mit dem individualisierenden Moment. So existiert das Einzelding in unserer Erkenntnis und Vorstellung. So benennen wir es. Das der Inhalt des Begriffes „konkret“ auf erster Stufe, in erster Instanz: einzeldinglich nach Art der existierenden Körperwesen. Der Einzel- oder Eigenname der Grammatik, der individuelle Artikel, z. T. die Form des Plurals, die bestimmte Bezeichnung einer abgegrenzten Menge eines Stoffes (dieses Wasser), die Pluralbildung individualisierter Abstrakta (die Sprünge) usw. dürften darauf beruhen, nicht aber, wie uns scheint, die Einteilung der Substantive in abstrakte und konkrete.

Auch geistige Wesen, Gott, Engel, als Individuen stellen wir uns so vor, obgleich ihre Individuation keine Konkretion, kein Verwachsensein des Wesens mit etwas Verschiedenem, Individualisierendem besagt. Aber unser Erkennen faßt auch reine Formen nach Art der konkreten Körper. So hat es mit der Anwendung grammatikalischer Individualitätsformen auf diese Wesen keine Schwierigkeit. Eine leicht irreführende Analogie scheint bei der Einteilung der Substantive in Konkreta und Abstrakta vorzuliegen. Hier steht die Sache aber anders.

Die Konkretion im Sinne von Einzeldinglichkeit wird gelöst durch die Abstraktion. Die Grade der beiden bedingen sich wechselseitig. Was ist Abstraktion?

„In einem uneigentlichen Sinn spricht man von einer Abstraktion, die bei der Sinneserkenntnis vorkommt, indem der Sinn aus dem in Wirklichkeit gegebenen Ganzen (Körper) nur sein Formalobjekt herausnimmt, z. B. das Auge die Farbe. Im eigentlichen Sinne aber kommt die abstraktive Tätigkeit nur dem Verstande zu. Dabei kann der Verstand abstrahieren, indem er aus dem konkreten Einzelwesen (Sokrates, dieser Mensch) das Wesen herausschält (Mensch), oder indem er das heraushebt, was ein Wesen (Mensch) mit . . . andern Dingen gemeinsam hat (das ein Lebewesen-, das eine Substanzsein), oder endlich indem er die Merkmale (Form) vom Träger (Subjekt) derselben loslöst (Menschsein losgelöst vom Subjekt Mensch, dem das Menschsein zukommt.) Stellt der Allgemeinbegriff das Subjekt (S) samt dessen Form (F) dar

(Mensch = dasjenige, dem (S) es zukommt, Mensch zu sein), so haben wir die Totalabstraktion; sie liefert den **konkreten** Begriff (Mensch, Baum; S + F). Stellt der Allgemeinbegriff nur die Form dar ohne deren Träger (Menschheit, das Menschsein; F), so haben wir die Formalabstraktion (**abstrakter** Begriff)" (Dr. P. Sig. Cavelti O. S. B., Grundriß der Philosophie, bearbeitet von Dr. P. Bened. Baur O. S. B., Gossau, Cavelti u. Co., 1921, I. Logik, S. 26 f.). So aus Aristoteles (z. B. Analyt. post. I 13, 81 b 3; 74 a 37; Met. 1036 b 3) und Thomas von Aquin (Ct. gent. I 43, 98; II 82 u. a. a. O.) zu ersehen. In der griechischen Klassik ist die Abstraktion, ihre Vorbedingungen und ihr Vorgehen ein an vielen Beispielen in Xenophon und Platon erörtertes Grundproblem.

In dieser kurzen, summarischen Darstellung der Abstraktion, wohl selbst für nicht denkgeübte Köpfe zugänglich, dürfte nichtsdestoweniger der logische Schlüssel zu einer Reihe sprachlicher Erscheinungen liegen. Uns interessiert hier nur die letzte Abstraktionsart: das Ablösen der Eigenschaften vom Träger und die Vorstellung beider als Einheit, als Verbundenes. Wir glauben hier genau den Unterschied zu finden, den unsere Grammatiker wenigstens ahnungsweise für die Erklärung der Konkreta und Abstrakta unter den Substantiven zu fordern scheinen.

Die Vorstellung des Eigenschaftenträgers entspricht ja in der Tat der eines selbständigen, für sich stehenden, substanziellen Dinges oder Gegenstandes. Und dieses Ding ist, wenn es, wie in den meisten Fällen, auch Quantität, Körperlichkeit besitzt, sinnlich wahrnehmbar, selbst sichtbar, ein Sinnending, gerade wie es die Sprachlehrer für die Konkreta fordern. Freilich, und das ist hier gut anzumerken, kann das Konkretum nach der Lehre der Grammatik selbst auch Gattungsname sein und als solcher häufigste Verwendung finden. In diesem Falle wird der Name des Konkretums gleich wieder zu dem einer Sache, die nur, wenn sie zugleich im ersten Sinne konkret, d. h. individuell ist, den Sinnen zugänglich wird. Auch aus diesem Grunde ist „Sinnending" als gleichwertig mit Konkretum ein sehr fraglicher Ausdruck, der irreführen kann. Handelt es sich aber, was gewiß weder sprachgeschichtlich noch volkspsychologisch ausgeschlossen ist, um die Benennung einer geistigen Substanz, Gottes, des Geistes usw., so erscheint diese Gleichstellung erst unhaltbar. Denn wir sind gezwungen Gott als Träger von Attributen, als selbständiges Wesen, als Person vorzustellen und zu denken, er ist also nach dem Sinne der Grammatiker „konkret" im eigentlichsten Sinne; aber ein Sinnending ist er doch nicht, so wenig als irgend ein anderer Geist. Ein Kind findet dies schon heraus und hat folglich berechtigte Schwierigkeiten mit der landläufigen Definition des Konkretums.

Dem Konkretum steht das Abstraktum gegenüber. Es soll nicht die Bezeichnung eines Sinnendinges, vielmehr die eines „bloß gedachten" Gegenstandes, eines bloßen Gedankendinges, einer Einbildung, eines Nichtwirklichen sein. Das leuchtet im Einzelfalle keineswegs ein. Die Schwierigkeiten zeigen sich wiederum beim logisch unabgestumpften Kinde am besten. Warum diese „Farbe", diese „Bewegung", diese oder jene körperliche, sinnlich wahrnehmbare „Eigenschaft" usw. nur gedacht sein soll, ist ihm unverständlich. Im Grunde genommen ist das auch mir unerfindlich. Es liegt hier offenbar eine Verschiebung der Frage, eine Verwechslung vor. Der Inhalt des Bezeichneten ist real, wirklich, in seinem Individualsein, wenn es sich um eine körperliche Eigenschaft handelt, gerade so unmittelbar sinnenfällig als der Körper selbst, den wir vermöge seiner Eigenschaften und durch ihre Wahrnehmung erkennen. Ist die Eigenschaft etwas Uebersinnliches, so ist sie genau so und nicht mehr sinnenentrückt als eine geistige Substanz. Eine Instanz dafür: die reinen Eigenschaften in Gott, die Wahrheit, Güte, Weisheit sind er selbst, sind subsistierend, substanziell. Doch das ist ein fast unerhörter Einzelfall, wie sehr er auch in der Antike im Vordergrund stand und Philosophie und Theologie beherrscht. — Was ist also das bloß Gedankliche am Abstraktum, das doch seinerseits beinahe ebensogut gefühlt wird wie die Realität des vom Namen zuvörderst bezeichneten Inhaltes des Begriffes? — Die Antwort ist nicht schwer. Sie drängt sich auf. Bloß gedanklich, eingebildet, vorgestellt ist der Zustand des Losgelöstseins der Eigenschaft, der Handlung, des Zustandes. Eine solche Lostrennung in der Wirklichkeit würde die Eigenschaft zerstören. Sie hat ja kein Sein für sich, sie ist nach Aristoteles nur das Sein des Seins, von diesem Standpunkte aus beinahe näher dem

Nichtsein. Sie ist eben nicht ein für sich Bestehendes, keine Substanz. Wenn sie dennoch „substantivisch" wird, so ist das eine Daseinsweise, die ihr zwar in unserem Denken, nicht aber in sich zukommen kann.

Darin glauben wir die Lösung zu besitzen. Sie ist nicht abgelegen. Vielmehr scheint es uns staunenswert, daß sie nicht längst klarer zum Ausdrucke kam. Nicht einmal die außerscholastische Logik ist ihr so fremd. Mill hat es uns gelehrt. Auch Chr. Wolff hatte schon definiert: „Ein abstrakter Begriff ist ein Begriff, welcher Eigenschaften, Zustände, Beziehungen, abgesondert von Dingen zum Inhalt hat." (Logik, § 110; vergl. Dr. Rud. Eisler, Handwörterbuch der Phil., Berlin 1913, „Abstrakt", S. 5.)

Didaktische Schwierigkeiten sehen wir in der bezeichneten Begriffsumschreibung nicht. Sie bezeichnet gegenüber dem status quo unbedingt einen Fortschritt und entspricht dem naivlogischen Denken des Kindes wie dem logisch geschulten Verstande des Gebildeten besser. Das Verständnis für abgezogene Eigenschaften, den schwereren der beiden Begriffe, setzte man ja, wie gezeigt, vielfach bereits jetzt voraus, und zu einem wirklichen Sachverständnis war er immer nötig. Nur war er bisher nicht rein und klar vorgelegt und gegen den korrespondierenden, ebenso einfachen des selbständigen Eigenschaftsträgers ausgeschieden, sondern vermengt mit dem fremdartigen, eine andere Einteilungsgrundlage voraussetzenden, unsachgemäßen Begriffspaar: „Sinnending" — „Gedankending."

Der Vorteil aber, den wir aus dieser einfachern und doch sachgemäßern Umschreibung von „abstrakt" und „konkret" erwarten, ist bedeutend. Eine erste Forderung der Didaktik und Pädagogik ist die objektive und für den Schüler auch subjektive Einheit des Gebotenen und Erarbeiteten. Sie allein macht Gelerntes wirksam. Ist nun nicht die oft mangelnde praktische Wirksamkeit der Sprachlehre ein Zeichen für fehlende Einheit? Ohne sie findet der jugendliche Kopf sich nicht zurecht. Er beherrscht den Stoff nicht bis zur freien Verwendung. Meist hilft man ihm nicht einmal durch ein didaktisch geordnetes Nachschlageregister. Da erspart er sich die Mühe des Nachschlagens ganz: er findet in der angemessenen Zeit ja doch nichts. Das Wenige, was er gerettet, verschwindet so allmählich wieder hinter der Schwelle des Unterbewußtseins. Das Lernen ist in Gegensatz getreten zu seiner praktischen Konsequenz im Privatleben, wo er Erfahrungen zu verwerten weiß. Der Riß ist oft vollständig. Dem dürfte eine logisch konsequente und einheitliche Sprachlehre besser abhelfen als von außen her gebrachte künstliche Unterrichtstricks. Wir ständen damit voran in der modernen Bewegung, die wir bereits charakterisiert. Eine beständige methodische Rubrik mit der Frage nach der „Bedeutung" der einzelnen Sprachformen, wie sie sich bereits in einigen Lehrbüchern findet, wenngleich noch etwas umständlich, nicht voll einheitlich und mehr versuchsweise, müßte Verständnis und Liebe zum Studium der eigenen und fremden Sprachen heben. Wir aber wären auch da eigentlich im Vollbesitze. Eine Geschlossenheit und zugleich Einfachheit, wie sie unsere Logik bietet, findet sich sonst nirgends. Dabei ist nicht gesagt, daß man es in untern Klassen auf Vollständigkeit und absolute Schärfe auch schwierigerer Begriffsbestimmungen abgesehen haben muß. Unerbittliche Forderung ist nur, daß nichts geradezu Widersprechendes, zu später zu erwerbenden Begriffen und Kenntnissen Gegensätzliches, geboten werde. Könnte die Sache, gestützt auf sorgfältig ausgearbeitete Schulbücher, in absehbarer Zeit in bezeichneter Weise geübt werden, so erwarteten wir daraus einen Gewinn für fast alle Schulmaterialien, zumal für das ganze bestvertretene Gebiet der Sprachkenntnis. Für die Lebensanschauung aber, die schließlich doch das Endresultat alles Denkens, für eine propädeutische Philosophie am Gymnasium, wie wir sie glücklicherweise besitzen, wäre es geradezu eine Gewähr für sichere und wirksame Durchführung ihrer schweren Aufgabe.

Wir schließen mit einem Hinweis auf die beherzigenswerten Worte Otto Willmanns, die noch eine höhere Perspektive enthalten, den Ausdruck, wie mir scheint, eines guten Teiles seiner Lebensabsicht. Er sagt (Didaktik, S. 349): „Die Sprache ist ein *δοψόν*, das Produkt weiser, wenngleich unbewußter Schaffenskraft, deren Weben zu belauschen nichts weniger als müssig ist; ist sie ein Handwerkszeug, so ist die Konstruktion dieses Gerätes so sinnvoll und lehrreich, daß sie eine eigene bloß theoretische Betrachtung lohnt, eine technologische Analyse, die sich nicht ängstlich Rechenschaft zu geben braucht, wozu das gut ist, was sie untersucht."

Zur Charakteristik des römischen Volkes.

Von P. Robert Löhrer O. S. B., Engelberg.

(Schluß.)

Gehen wir nun über zur Beschreibung des **privaten** Lebens des römischen Volkes. Wir betrachten den römischen Bürger zunächst im Berufsleben, dann in seinen religiösen und endlich in seinem häuslichen Leben. Hier wie bisher begegnet uns immer wieder als charakteristischer Wesenszug die von Klugheit geleitete Willenskraft.

Das Handwerk galt im allgemeinen, wenn nicht von jeher, so doch wahrscheinlich seit der ausgehenden Königszeit [1]) als eines freien Römers unwürdig. Neben der politischen und kriegerischen Betätigung waren Ackerbau und Viehzucht dem Römer die liebste Beschäftigung. Ja wir müssen sagen, das bäuerliche Element bildete die Grundlage der staatlichen und militärischen Entwicklung der Republik. Vom Eigenbesitz des latinischen Bauern nahm diese ja ihren Ausgangspunkt, dort hatte sie auch ihre festeste Stütze. Wenn der Römer sich zu so inniger nationaler Einheit zusammenschließt, so geschieht es vor allem im Interesse der Landesverteidigung; wenn er die Grenze seines Reiches immer weiter auszudehnen sucht, so treibt ihn dazu der Landhunger, der dem echten Bauern im Blute sitzt; wenn er zu Felde zieht, will er entweder die eigene Scholle schützen oder dem Nachbarn die seinige streitig machen. Kaum war ein Stück Boden erobert, wurde es sofort darauf eingerichtet, dem neuen Besitzer Frucht zu tragen. Damit ward es erst recht römischer Besitz. „Viele Völker haben gesiegt und erobert wie die Römer," sagt Mommsen, „aber keines hat gleich dem römischen den erkämpften Boden also im Schweiß seines Angesichtes sich zu eigen gemacht und, was die Lanze gewonnen hatte, mit der Pflugschar zum zweitenmal erworben. Was der Krieg gewinnt, kann der Krieg wieder entreißen; nicht also die Eroberung, die der Pflüger macht; wenn die Römer viele Schlachten verloren, aber kaum je beim Frieden römischen Boden abgetreten haben, so verdanken sie dies dem zähen Festhalten der Bauern an ihrem Acker und Eigen." [2])

Es war damals ein von den reichsten Bürgern heiß erstrebtes Lob, ein guter Landwirt genannt zu werden. Sie selbst führten den Pflug, begleitet von ihren Söhnen. Vom römischen Feldherrn Regulus wird erzählt, er habe sich vom Senat einen Urlaub erbeten, um die während seiner Abwesenheit vernachlässigte Bewirtschaftung seines Gutes wieder an die Hand zu nehmen. Und während die Römer nach der Eroberung von Karthago die Schätze der dortigen Bibliothek unter die verbündeten Könige verteilten, behielten sie einzig das 28 Bände starke Werk des Mago über den Ackerbau für sich zurück und ließen es infolge Senatsbeschlusses ins Lateinische übersetzen. Schließlich erinnert schon der Name Italien (von Vitulus) und der Name, den die Griechen dem Lande gaben, *Οἰνωτρία* (Weinland) daran, daß wir es mit uraltem Bauernboden zu tun haben.

Auch in dieser Hinsicht erlaubt uns die Sprache hochinteressante Rückschlüsse auf die Bedeutung der Landwirtschaft im täglichen Leben des Italikers. So bestand das Geld ursprünglich in „Viehstand" (pecunia v. pecus); das Sondergut der Hauskinder und Sklaven war das Peculium (Anteil am Viehstand); Gemeindetresor war ein geflochtener Korb (fiscus), der Kontrakt ein Strohhalm, den die Teilnehmer unter sich brachen (stipula); die Buße bestand in Quantum Milch, das eine Kuh lieferte (multa v. mulgere). Die Kohorte war früher ein Feldgehege, die Zenturie ein Ackerdistrikt. Calamitas bedeutet eigentlich Halmfruchtschaden (calamus), delirare aus der Furche (lira) gehen, tribulare mit dem tribulum (Dreschwagen) dreschen, prævaricari krumme Linien mit dem Pfluge ziehen, sæculum die Menschensaat usw. [3])

Nirgends zeigt sich indes die Vorstellungs- und Gemütsarmut, die Richtung aufs Nützliche und Praktische des römischen Volkes in so bezeichnender Weise wie in seiner Religion. Da ist nichts von der mystischen Versenkung und gläubigen Begeisterung der Orientalen, auch nichts von der plastischen Gestaltungskraft der allzeit schönheitsfrohen Griechen; alles ist nüchterne Verstandestätigkeit und krasser Egoismus. Die römischen Götter sind abstrakte

[1]) Vgl. Mommsen a. a. O., S. 192 f.
[2]) a. a. O. I, 183.
[3]) Vgl. Mommsen a. a. O I. 184; Duruy a. a. O. I. 131; Weise a. a. O. S. 14 f.

Begriffe, der Natur entlehnte Symbole. Während der Grieche seinen Göttern einen Körper gibt, überhaupt sie immer mehr vermenschlicht, um sie dann schließlich ganz zu leugnen, verflüchtigt sich beim Römer die Gottheit zur bloßen Idee und wächst in dem Maße an Verehrungswürdigkeit, als sich diese Idee stets wesenloser und abstrakter gestaltet. „In der ganzen Natur verehrt er das Geistige und Allgemeine. Jedem Wesen, dem Menschen wie dem Baum, dem Staat wie der Vorratskammer, ist der mit ihm entstandene und vergehende Geist zugegeben. . . . Der Grenze der Terminus, dem Wald der Silvanus, dem kreisenden Jahr der Vertumnus. . . . Ja es wird in den Handlungen der einzelne Moment der Tätigkeit vergeistigt; so wird beispielsweise in der Fürbitte für den Landmann angerufen der Geist der Brache, des Ackerns, des Furchens, Säens, Zudeckens, Eggens und so fort bis zu dem des Einfahrens, Aufspeicherns, des Oeffnens der Scheuer." . . .[1]) Die Abstraktion steigt noch höher. Jupiter und Juno sind die Ideen der Männlichkeit und Weiblichkeit, die Dea Dia oder Ceres ist die schaffende, Minerva die erinnernde Kraft, Orbona die Abwendung der Verwaisung und der Trost in derselben, Fessonia der Schutz gegen die Ermüdung usf. Kurz, es gibt so viele Götter als Ereignisse und Bedürfnisse im menschlichen Leben, und es wäre ebenso töricht als erfolglos, einen Gott anzurufen in einer Angelegenheit, die nicht ihn, sondern seinen Gefährten berührt.

Die römische Religion ist nicht eine Religion der Liebe, sondern der Furcht und des persönlichen Interesses. Wir haben das Verhältnis des Schuldners zum gestrengen Gläubiger. Die Götter haben in ihrer Hand Segen und Fluch, die Fülle der Ernte und das rächende Gewitter, den Sieg des Heeres und seine Niederlage. Also muß man sie mit Gebet und Opfer günstig stimmen. Besser noch ist der Vergleich vom Kaufmann und seinem Klienten. Sie beide denken vor allem an ihr eigenes Interesse; die Güte der Ware, die Korrektheit der geschäftlichen Beziehungen geben den Ausschlag, während auf persönliche Anlage und Charakter wenig Rücksicht genommen wird. Ganz ähnlich in der römischen Religion. Sie ist ein regelrechter Kontrakt zwischen Mensch und Gott, die skrupelloseste Auswirkung des berüchtigten „do ut des". „Das will ich dir geben, wenn du mir hilfst," sagt der Mensch zur Gottheit. Ist der Erfolg eingetreten, wird der Versprechende voti reus, voti damnatus. Die Vertragstreue will, daß er das in Aussicht Gestellte vollbringt. Immer herrscht dabei der Grundsatz: Nichts umsonst, nichts über Gebühr. Ja, wenn nur der Buchstabe gewahrt bleibt, macht man sich kein Gewissen daraus, die Götter gröblich hinters Licht zu führen, das bloße Abbild statt der Sache zu geben oder wegen eines unbedeutenden Formfehlers sich der ganzen Verpflichtung zu begeben.

Was der Römer verehrte, waren also gewissermaßen seine eigenen Reflexionen. Es braucht nicht eigens hervorgehoben zu werden, daß er diese „göttlichen Abstraktionen" besonders jenen Gebieten entnahm, die seinem natürlichen Empfinden am nächsten lagen. Das bäuerliche Element der römischen Religion haben wir in der oben zitierten Stelle von Mommsen betrachtet. Das häusliche Element zeigt sich in der Verehrung der Manen, der Laren und Penaten, der Vesta als Behüterin des heimischen Herdes, der Abeona und Adeona (Göttinnen, die die Kinder auf dem Wege vom und zum Hause begleiten) und der übrigen Genien des Familienlebens. Das politische Element kommt zum Ausdruck in der Verehrung der Juno durch die Tribus; daneben hat jede Curie ihre eigene Gottheit, jede Gens ihren Lar familiaris. Von höherer Bedeutung sind die Lares publici und die Schutzgötter der einzelnen Städte. Infolge eines merkwürdigen Aberglaubens verbrachte man nach Rom auch die Genien der eroberten Städte, um sie der Republik günstig zu stimmen. Man wagte auch nicht, den Namen der eigenen Stadtgenien laut auszusprechen, aus Furcht, der Feind möchte ihn hören und seinerseits anrufen.

Also selbst dort, wo der Mensch sich sonst am empfänglichsten und uneigennützigsten zeigt, erweist der Römer sich nüchtern und ausschließlich auf den eigenen Vorteil bedacht. Sehen wir von diesen Schattenseiten ab, so müssen wir die römische Religion, im Gegensatz zur griechischen eine moralische nennen.

Im Prinzip kennt zwar auch der Römer schlechte Götter, wie den Gott des Fiebers, der Krankheit, des schlechten Wetters. Eine

[1]) Mommsen, a. a. O. I. 27.

eigentlich unmoralische Gottheit ist Laverna, die Göttin des Gewinns und als solche die Beschützerin der Diebe und Betrüger. — Indessen trotz dieses vorherrschend moralischen Charakters vermochte ein so nüchterner und materieller Kult nicht das Volk aus seinem Egoismus herauszureißen, geschweige denn, es zu poetischer und künstlerischer Religionsbegeisterung zu inspirieren.

Wir sagten oben, für den Römer bedeute der Staat alles. Dann muß er auch eine hohe Achtung haben vor der Familie, dieser Keimzelle und Basis jeder Nation. In der Tat: Einen Hausstand gründen, Kinder heranziehen, das ist für den alten Römer soziales Gebot. Die kinderlose Ehe ist ein unerträgliches Unglück; man hilft sich daraus durch die staatlich begünstigte Adoption. Wie hoch die Familie in Ehren stand, zeigt die zum religiösen Akt erhobene Ahnenverehrung, der Vestakult, die Vorliebe im Aufstellen von Stammbäumen, die ausgedehnte Nomenklatur für Verwandtschaftsbeziehungen.[1]) Die eheliche Verbindung selbst geschah unter Patriziern durch einen religiösen Ritus, die confarreatio. Die Monogamie war dem Manne vorgeschrieben; eine ehebrecherische Frau erlitt schwerste Strafe. Die Pflichten gegenüber den Kindern wurzelten im allgemeinen tief im Herzen der Eltern. Was aber neben diesen erfreulichen Erscheinungen uns hart und unnatürlich vorkommt, das ist die ganz extreme Machtstellung des pater familias im Hause. Seine Gewalt ist wahrhaft unumschränkt, sein Wille das höchste und einzige Gesetz. Er kann das Neugeborene aussetzen, ungestraft seine Kinder verkaufen. Er bleibt bis zum Tode Herr seiner Söhne, auch wenn sie schon lange verheiratet oder gar Konsuln geworden sind. Im Haus ist er Priester und Richter zugleich. Er kann sogar die Todesstrafe über Angehörige aussprechen und selber vollziehen. Die Frau bleibt demgegenüber ihr Leben lang unter Vormundschaft; sie ist unfähig zu irgend welchem bürgerlichen Rechte. Diese strenge Unterordnung in der Familie hat denn auch den Grund gelegt zu der glänzenden Staats- und Kriegsdisziplin.

Für die herrschende Sittenstrenge spricht die Tatsache, daß die erste Ehescheidung, die des M. Carvilius, aus dem Jahr 233 v. Chr. stammt. Die Kinder wurden im Gegensatz zum leichtlebigen Griechenland stets wohlbekleidet gehalten. Auch die Einfachheit und Sparsamkeit waren in der besten Familie zu Gaste. Manius Curius Dentatus, der Sieger über Pyrrhus, lebte nach dem Kriege wie zuvor als einfacher Landmann auf seinem Gute und besaß nur tönernes Geschirr. Aemilius Paulus, der den ungeheuren Schatz der Mazedonier in die Staatskasse leitete, starb arm. — Aber gerade diese ärmlichen und einfachen Gewohnheiten führten das harte römische Bauernvolk zu Geiz und Wucher und schmutziger Ausbeutungssucht. Von abscheulichster Roheit ist das Verfahren gegen den zahlungsunfähigen Schuldner. Die Behandlung der Sklaven kennt nichts von der in Hellas geübten Menschlichkeit und bleibt ein ewiger Schandfleck auf dem römischen Namen. Mit Recht geißelt Duruy diese römische Härte mit den Worten: „Sie hatten den kurzen Geist des Bauern, der da lebt, den Kopf über die Furche gebeugt, mit den brutalen Leidenschaften schwerfälliger Naturen und dem grobschlächtigen Stolz der physischen Kraft. Nichts Hochherziges, nichts Erhabenes, weder Kunst noch Philosophie noch wirkliche Religion; als Ideal den Gewinn und die Herrschaft, die nur die öffentliche Form dieses Geistes der Gewinnsucht ist.“ [2])

Es erübrigt uns, diesen historischen Beweis unserer These zu ergänzen durch einen kurzen Blick auf die römische **Sprache und Literatur**. Die Sprache eines Volkes ist ja das Instrument, das uns die leisesten Schwingungen der Volksseele verrät; seine Literatur ist ein Spiegel, der uns das treueste Bild der Nation widerstrahlt. In der lateinischen Sprache und Literatur finden wir wirklich alle jene Züge, aus denen unser geschichtliches Bild des römischen Volkscharakters sich zusammensetzt: Die Energie und Subordination, der praktische Verstand, die Härte und Gemütsarmut.

In der Tat, die ganze lateinische Sprache atmet eine Kraft und Energie sondergleichen. Quintilian hat nicht zu Unrecht gesagt: „Non possumus esse tam graciles, simus fortiores; subtilitate vincimur, valeamus pondere.[3]) Das Lateinische begibt sich des Artikels und oft auch des Pronomens; es hat eine ziemlich beschränkte Zahl von Partikeln und läßt im

[1]) Vgl. Weise a. a. O. S. 9.
[2]) a. a. O. 387.
[3]) XII. 10, 36.

allgemeinen alles beiseite, was zum Ausdruck des Gedankens nicht wesentlich ist. „Gewisse Wörtchen, die den modernen Sprachen in jedem Satz unentbehrlich scheinen, die uns gewissermaßen der Mörtel zwischen den einzelnen Steinen dünken, aus denen wir den Satz aufbauen, waren überhaupt nicht vorhanden oder konnten wenigstens nicht fehlen," sagt Skutsch [1]) und spricht im Anschluß an diesen Vergleich von einer „zyklopischen Struktur des ältesten Italischen." [1]) Gibt es fürwahr etwas Männlicheres, Kraftvolleres als diese alten lateinischen Sprichwörter, wie: Fortes fortuna adiuvat; factum non fabula; multum non multa; rem tene, verba sequuntur; mens sana in corpore sano; occidat dum imperet; volenti non fit iniuria; silent leges inter arma? Es ist bezeichnend, daß gerade diese klare, nüchterne und präzise Sprache von der Vorsehung berufen ward, der katholischen Liturgie als vornehmstes Ausdrucksmittel zu dienen. Sie allein vermochte ihr jene Kürze, Verständlichkeit und Objektivität zu verleihen, die die offiziellen Gebete der Weltkirche auszeichnen mußten. Sie war auch von jeher das geeignetste Instrument, um die prägnanten juristischen Formeln und Rechtsgrundsätze aufzunehmen. So ward sie zur Sprache der Beamten und Gesetzgeber und ist es, wenigstens in der katholischen Kirche, bis heute geblieben.

Der Zentralisation und Disziplin in Politik und Armee entspricht auch sprachlich im Satzbann eine unverkennbare Subordination. „Der Grundsatz der Unterordnung durchdringt die ganze Satz- und Wortführung des klassischen Lateins, er ist hier in viel umfangreicherer Weise zur Geltung gekommen als in den übrigen indogermanischen Sprachen." [2]) Außerordentlich beliebt ist darum die Partizipialkonstruktion im Lateinischen. Auch die Wahl der Modi zeigt die Neigung zur Unterordnung. „Ganz abweichend vom Sprachgebrauch der Griechen und Deutschen hat sich mehrfach aus der zur Bezeichnung von Tatsachen üblichen Aussageform (Indikativ) im Lauf der Zeit die abhängige Redeweise (Konjuktiv) entwickelt lediglich zu dem Zwecke, die Unterordnung recht deutlich hervorzuheben und den Nebengedanken als Vorstellung des redenden Subjekts hinzustellen." [3]) Am stärksten wohl tritt die Unterordnung hervor in der Durchführung der Consecutio temporum, wo wir überall Abhängigkeit vom regierenden Verb haben. [4])

Der praktische Verstand der Römer zeigt sich in der ausgeprägten Utilitätstendenz, von der fast die ganze lateinische Literatur und Kunst getragen sind. Man denkt unwillkürlich an das Wort des Tacitus: «Ad utilitatem vitæ omnia consilia factaque dirigenda sunt.» Kunst und Poesie waren für den Römer noch in spätern Zeiten die «studia leviora» (Cic. de or. I. 49, 212; Cato maj. 14, 50.), «studia minora» (Cic. Brut. 18, 70), «artes leviores (Cic. Brut. 1, 3), artes mediocres» (Cic. de or. I. 2, 6). Daß beide in ihren Stoffen und Formen ganz auf griechischen Mustern stehen, braucht kaum noch eigens hervorgehoben zu werden. Die Poesie hat sogar ihren Namen den Griechen entlehnt. Wo der Römer in der Kunst selbständig wird, geschieht es im besten Einklang zu seinem eigentümlichen Wesen. So hat er in der bildenden Kunst die praktisch nutzbare Architektur besonders gepflegt und in der Anlage der gewaltigen Römerstraßen, der Brücken und Wasserleitungen Unsterbliches geleistet. Ebenso hat er auch jenes Genus der Literatur am meisten geliebt, das seinem politisch-praktischen Sinn am meisten entsprach: Die Rhethorik. Diese ging ja von jeher mehr auf Tat als auf Gefühl, aufs Nützliche als aufs Schöne, aufs Allgemeine als aufs Individuelle. [5]) Auch die Pflege von Geschichte und Epos wird unter diesem Gesichtspunkt verständlich wie die „landwirtschaftliche" Literatur bei Varro, Vergil, Cato.

Um noch ein letztes Wort zu sagen von der Härte und Gemütsarmut des Lateinischen, brauchen wir nur daran zu erinnern, daß diese Sprache sich entwickelt hat in einer zunehmenden Verarmung der Laute

[1]) a. a. O. 526.
[2]) Weise a. a. O. 34 f.
[3]) Das. 35 f.
[4]) Dieser unterordnende, wir möchten sagen „herrschende" Zug erscheint auch dort, wo wir von Knappheit und Trockenheit weniger reden können, z. B. in der breiten Rhetorik Ciceros, wo sich auch die größten Perioden um einen einheitlichen Gedankenkern streng logisch aufbauen. Wie bei den Kolossalwerken der römischen Architektur bewundern wir hier die verstandesmäßige Anlage und die majestätische Schwere, die uns den Mangel der feinen Proportion etwas vergessen lassen.
[5]) Vgl. Michaut a. a. O. 36.

und Formen. Die farbenreichen Diphtonge weichen immer mehr einfachen Vokalen, die wohlklingende Assonanz der kräftigeren Alliteration. In der Flexion verliert das Lateinische den Dual, das Medium, den Optativ, den Aorist und fast gänzlich die Reduplikation. Auch das Augment schwindet und der Ablaut erleidet starke Reduktion. Die ganze Klasse der Verba auf — μι ist verschwunden. Die Möglichkeit der Wortzusammensetzung, für den Dichter so wichtig, geht dem Latein fast völlig ab.[1]) Aber vielleicht nirgends zeigt sich diese Gemütsarmut und Nüchternheit so frappant wie auf dem Gebiet der Namengebung. Während die griechischen Namen zum größten Teil eine edle und erhabene Idee (Ruhm, Götterschutz und -liebe, Kraft und Heldentum) einschließen, finden wir das beim Römer ziemlich selten. Dagegen sind ihm Andeutungen an die Landwirtschaft äußerst geläufig (Ovidius, Vitellius, Asinius, Porcius, Fabius Bohnenmann (faba), Lentulus Linsenmann (lens), Piso und Cicero Erbsenmann (pisum und cicer), ebenso einfache Farben- oder Zahlbezeichnungen Albii, Rufii, Flavii; Secundus, Tertius, Quartus, Quintus, Octavianus (Oktober u. s. f.). Endlich hat er eine große Vorliebe für Namen, die irgend eine auffällige Körpereigenschaft oder ein Gebrechen aussagen: Naso mit großer Nase, Varro schiefbeinig, Claudius lahm, Crassus, Naevius mit einem Muttermal u. s. f.[2])

Wir können diesen kurzen sprachlichen Nachweis zusammenfassen in ein treffendes Wort Heinrich Heines: „Die Sprache der Römer kann nie ihren Ursprung verleugnen. Sie ist eine Kommandosprache für Feldherrn, eine Dekretalsprache für Administratoren, eine Justizsprache für Wucherer, eine Lapidarsprache für das steinharte Römervolk.“ [3])

Wir kommen zum Schluß. Hier noch einmal überlassen wir das Wort dem geistreichen und beredten Duruy. Er sagt: „Im Großen und Ganzen zeigt uns das erste Zeitalter Roms ein kaltes und trauriges Volk, erpicht auf Gewinn, voll Verachtung für das Ideal, das nichts einträgt, ohne Schwung, ohne Jugend. Aber dieses Volk, das scheinbar nie seine zwanziger Jahre gehabt hat, verdankt seinem Ursprung und dem eigentümlichen Gang seiner Geschichte die strengste Zucht in Familie, Religion und Staat. Wenn es während Jahrhunderten weder Poesie noch Kunst gekannt hat, so besitzt es doch mehr als jedes andere das Gefühl der Pflicht; seine Bürger wußten zu gehorchen, darum werden sie auch einst zu befehlen wissen. Im Uebrigen erlaubte ihm die aristokratische Verfassung, die seinem Charakter entsprungen, in seine Pläne die Klugheit und in deren Ausführung die Ausdauer zu legen.... Man liebt die Römer nicht, aber man muß sie bewundern, denn in dieser Gesellschaft ist zwar der Mensch klein, aber der Bürger ist groß. Er ist groß durch Bürgertugenden, die ihn des Imperiums würdig machten, durch den unbezähmbaren Mut, der es ihm verschafft, und durch die Disziplin im höchsten Sinn des Wortes und die politische Weisheit, die es ihm dauernd erhalten haben. So wird seine Geschichte, wo der Dichter und der Künstler so wenig zu holen hat, auf immer zur Schule für die großen Männer des öffentlichen Lebens.“ [4])

Hart klingt manches Wort in diesem Urteil, hart doch wohl nur, weil wir gewöhnt sind, über das weltbeherrschende Rom stets in den Tönen höchster Begeisterung reden zu hören. Je mehr wir aber durch die gleißende Hülle einen leidenschaftslosen Blick auf die römische Seele werfen, umso ernüchterter werden wir. Es liegt uns ferne, deswegen das wahrhaft Große zu verkennen, das uns die Vorsehung durch dieses Volk geschenkt hat. Gerne geben wir auch zu, daß die spätere Geschichte des Römervolkes manche Härte und Rauheit in seinem Charakter gemildert, daß sie manchen zunächst noch schlummernden edlen Keim zu frohem Leben entwickelt hat. Sie hat ihm aber gleichzeitig auch sein Edelstes und Bestes genommen, diesen unbedingten Willen zur Tat und diese wunderbare Kraft, das eigene Ich einem höhern Interesse unterzuordnen.

---

[1]) Auch der bewußt archaisierende Zug in der lateinischen Literatur mag hier beachtet werden.
[2]) Vgl. Weise 23 f. 43 f. Die eigentliche Satire ist ein spezifisch römisches Literaturgenus! Man vergleiche diesbezgl. die interessanten Ausführungen bei Pichon, Histoire de la littérature latine², Paris 1898, S. 108.
[3]) Zit. nach Weise a. a. O. 37.
[4]) a. a O. I. 143, 387.

8. Jahrgang. Nr. 5. 3. August 1922

Mittelschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Philologisch-historische Ausgabe | Schriftleitung: Dr. P. Bonavent. Egger, Engelberg

Inhalt: Ein Quellenbuch zur Geschichte der kathol. Kirche in der Schweiz im neunzehnten Jahrhundert. — Ein neues Geschichtslehrbuch. — Lateinische Hymnen für die Schule. — Zunftstube.

Ein Quellenbuch zur Geschichte der katholischen Kirche in der Schweiz im neunzehnten Jahrhundert.

(Zur Diskussion für Geschichtslehrer.)

Von Rektor J. Troxler, Münster (Luzern).

Der Ruf „ad fontes!“, der einst dem Studium des klassischen Altertums galt, ist auch für den modernen Geschichtsunterricht an höheren Schulen schon längst erklungen. Die Herbart'sche Schule betrachtete die Quellen als ein wesentliches Mittel für die Erarbeitung des Geschichtsstoffes durch den Schüler sogar in der Volksschule. Aber dieser übertriebenen Forderung wurde mit Recht widersprochen. Zuletzt ist Siegfried Kawerau, der eine Quellenbenützung in der Schule überhaupt scharf ablehnt, mit dem sonderbaren Vorschlag aufgetreten, den Geschichtsunterricht auf soziologische Dichtungen aufzubauen, „die uns irgendwie das Gesellschafts- und Gemeinschaftsleben der Vergangenheit lebendig nahebringen, wobei es ruhig in Kauf genommen werden kann, wo Einzelheiten gelegentlich unzutreffend sind“. Stellen wir, was über das Thema zu sagen ist, ganz knapp unter einige Fragen zusammen.

1. Was ist von der Benützung von Quellen im Geschichtsunterricht an höheren Schulen überhaupt zu halten?

Die Gegner sagen: Geschichtliche Werdegänge aus den Quellen selbst zu erarbeiten, gehört ins historische Seminar der Hochschule; auf der Mittelschule reicht die für die Geschichte bestimmte Unterrichtszeit hiezu nicht aus; dem Schüler fehlt auf dieser Stufe die geistige Reife und die notwendige geschichtswissenschaftliche Vorbildung für ein kritisches Erfassen der Quellen.

Das ist ganz richtig! Es ist eben, um mit Prof. Dr. Friedrich zu reden, ein „Irrtum, die Quellen müßten im Unterrichte demselben Zwecke dienen wie in der Forschung, und die Klasse müsse während der Geschichtsstunde zu einem historischen Seminar im kleinen werden.“ Die Quellenverwertung muß in unsern höhern Schulen im allgemeinen eine ganz andere sein. „Im Unterrichte dienen Quellen wesentlich zur Veranschaulichung, Charakterisierung, Illustration. Ihnen den Tatbestand der Ergebnisse zu entnehmen, ist in der Schule nur selten möglich, aber diese anderweit festgestellten Ereignisse zu beleuchten und zu veranschaulichen, viel heller, schärfer, lebendiger als es der beste Lehrvortrag vermöchte, dazu sind sie trefflich geeignet. Fast alle jene strengen und peinlichen Vorfragen, die den kritischen Forscher in Atem halten, fallen dabei weg. Die Quelle spricht nun für und durch sich selbst.“ (Verg. und Gegenw. 1912, S. 15.)

Das ist also der Wert der Quellen im Geschichtsunterricht der Mittelschule: sie sollen den Unterricht beleben, vertiefen, sollen ihn anregend, interessant machen; sie sollen geschichtliche Persönlichkeiten charakterisieren, Tatsachen und Zustände veranschaulichen, den geschichtlichen Sinn wecken und bilden. Die eigenartige Darstellung der Quellen, die in jedem Satze die Farbe ihrer Zeit tragen, versetzt den Leser unmittelbar in die Epoche, aus der sie stammen, direkt in das Leben der Vergangenheit. Viele Quellen, namentlich Berichte, Briefe, Reden großer Männer, lösen in uns eine geradezu dramatische Spannung aus.

Und endlich ist es ja auch recht, wenn Schüler der Oberklassen wenigstens eine Ahnung davon erhalten, wie man eine Quelle behandeln muß, wie man Aussagen und Berichte zu vergleichen und gegeneinander abzuwägen hat, um aus ihnen zuverlässiges historisches Material zu gewinnen. Das regt die Lust zu selbsttätigem Forschen an (Gustav Lambeck). „Gelegentlich wird man, von Quellenstücken ausgehend, die im Unterricht gelesen und besprochen worden sind, den geschichtlichen Vorgang von den Schülern unter Mitarbeit des Lehrers aufbauen lassen dürfen. Dem Arbeitsprinzip im Geschichtsunterricht wird damit in mäßigem Umfange Rechnung getragen. Gewiß ist, daß bei einer solchen Behandlung der geisttötende, gedächtnismäßige Betrieb, der dem Lernenden Freude und Lust an der Arbeit vergällt, vermieden wird. Auch wird der Geschichtsunterricht als Gesinnungsunterricht dadurch an Bedeutung wesentlich gewinnen. Denn was nur gedächtnismäßig erfaßt und nicht durch den Verstand oder auf dem Wege des Gefühls erarbeitet worden ist, kann sich nicht in Gesinnungswerte umsetzen." (Flach und Guggenbühl I., Vorwort).

2. Ist nun ein Quellenbuch, wie es in Frage steht, wünschenswert?

Von den Quellenbüchern zur Geschichte werden jene als besonders wertvoll geschätzt, welche aus der Geschichte der engern Heimat schöpfen, weil sie in methodisch richtiger Weise vom Nächstliegenden ausgehen und dann den Blick auf das weitere Gebiet und die großen Zusammenhänge lenken. Das müßte auch von einem Quellenbuch zur Geschichte der kathol. Schweiz gelten.

Noch immer rufen wir — und wohl noch lange umsonst — nach einer Geschichte der katholischen Kirche in der Schweiz. Wie schön wäre es aber, wenn wir wenigstens eine Sammlung wichtigster Quellen besäßen, auf denen eine solche Darstellung beruhen müßte! Und für das 19. Jahrhundert ist das ganz besonders zu wünschen. Wer sich jetzt ein Bild von der Geschichte der katholischen Kirche in der Schweiz im letzten Jahrhundert machen will, muß eine Unmenge von Literatur studieren, was den meisten unmöglich ist. Ein Quellenbuch vermöchte ein solches Bild wenigstens in den Hauptzügen zu ersetzen.

Wohl enthält das Quellenbuch von Wilhelm Oechsli in seinen 3 Bänden an die 80 Nummern Quellenstücke zur Geschichte der katholischen Kirche in der Schweiz; aber für das 19. Jahrhundert fällt sozusagen nichts ab, als die kirchenfeindlichen Bestimmungen der Bundesverfassungen. An kirchengeschichtlichem Quellenmaterial fehlt es uns wahrlich nicht; aber es ist in vielen Quellenpublikationen zerstreut, die für den einzelnen unerschwinglich sind und auch in den Lehrerbibliotheken oft fehlen. Und so muß selbst dem Geschichtslehrer eine Sammlung solcher Quellenstücke zu pädagogischen Zwecken hochwillkommen sein. Auch als Lesebuch für weitere Kreise böte ein solches Werk für die wohl noch lange fehlende Darstellung etwelchen Ersatz.

3. Wie soll das Quellenbuch angelegt werden?

Als Materialien kommen hauptsächlich in Betracht: Urkunden, päpstliche und bischöfliche Schreiben, die konfessionellen Bestimmungen der jeweiligen Bundesverfassungen, kirchenpolitische Gesetze und Erlasse der eidgenössischen und kantonalen Behörden,*) offizielle Berichte und Denkschriften, Briefe und Reden führender Männer, zeitgenössische Denkwürdigkeiten, allenfalls auch zusammenfassende Darstellungen, wenn deren Verfasser bei den geschichtlichen Ereignissen mitwirkten oder aus guter Quelle schöpften, usw.

Es sollen nur wichtige und interessante Momente der kirchengeschichtlichen Entwicklung durch Quellen illustriert werden; darum muß man aus dem überreichen Stoff eine sorgfältige Auswahl treffen. Die Quellenstücke sollen klar, frisch, ursprünglich sein und ein möglichst vollständiges Bild der Tatsachen bieten. Fremdsprachige Stücke müssen ins Deutsche übertragen werden. Soweit nötig, sind Einleitungen, Ueberleitungen, Anmerkungen beizufügen.

Für die äußere Anlage können als Vorbilder dienen: die Kirchengeschichte in Quellen und Texten von Gregor Schwamborn (2 Bde.), das Quellenbuch zur Schweizer Geschichte von Wilhelm Oechsli (3 Bde.) und das Quellenbuch zur allgemeinen Geschichte

*) Herr Dr U. Lampert, Universitätsprofessor in Freiburg i. Ue., hat eine Sammlung „Rechtsquellen für das Verhältnis von Kirche und Staat in der Schweiz" druckfertig gestellt, welche die heute maßgebenden rechtlichen Bestimmungen, zugleich mit einer rechtwissenschaftlichen Einleitung über deren Tragweite enthält.

für schweizerische Mittelschulen von Flach und Guggenbühl (bisher 3, im ganzen 4 Bde.).

Will man, was sehr zu begrüßen wäre, das Quellenbuch auf die ganze schweizerische Kirchengeschichte ausdehnen und es für gemeinsame Klassen- und Privatlektüre der Schüler und zum Gebrauche an Seminarien besonders geeignet machen und seine Anschaffung erleichtern, so würden sich wohl Einzelausgaben, nach kirchengeschichtlichen Perioden begrenzt, eher empfehlen, nach dem Vorbilde der Quellensammlung für den geschichtlichen Unterricht an höheren Schulen von Gustav Lambeck und Paul Bühlmann, und nach dem Muster der Voigtländer'schen Quellenbücher.

4. Wer soll die Ausführung an die Hand nehmen?

Die ganze Arbeit soll von der Historischen Sektion des Schweiz. Kathol. Volksvereins ausgehen und von ihr beaufsichtigt und geleitet werden; sie gewährt die beste Sicherheit für eine gediegene und tüchtige Leistung.

Da die Quellensammlung unter Berücksichtigung pädagogischer Gesichtspunkte anzulegen ist, so müssen in erster Linie die Geschichtslehrer an unsern katholischen Mittelschulen und die Kirchengeschichts- und Kirchenrechtslehrer an den theologischen und juristischen Fakultäten und Priesterseminarien, dann die Vorstände unserer Archive, überhaupt alle interessierten katholischen Fachmänner darum begrüßt werden, mit Rat und Tat mitzuwirken. Die einheitliche Redaktion kann sich die Historische Sektion selbst vorbehalten oder sie einem ihrer Mitglieder übertragen.

Für die zunächst in Aussicht zu nehmende Quellensammlung aus dem 19. Jahrhundert wäre es wohl gut, eine vorläufige Zusammenstellung der aufzunehmenden Quellenstücke allen Interessenten zu unterbreiten und deren weitere Vorschläge entgegenzunehmen. Mögen daher die zuständigen Fachmänner über diese Programmpunkte sich äußern; ihr kompetentes Urteil wird für das geplante Unternehmen von ausschlaggebender Bedeutung sein.

(Die Lösung von Frage 1 und 2, wie sie der Verfasser vorliegenden Artikels bietet, wird in den weitesten Kreisen Zustimmung finden. Schwieriger gestaltet sich die Entscheidung bei der 3. Frage, zumal damit die Durchführbarkeit des ganzen Planes zusammenhängen dürfte. Wenn die Quellensammlung sich auf das 19. Jahrhundert beschränkt, wird sie nicht darauf rechnen können als offizielles Lehrmittel in den Mittelschulen Eingang zu finden. Die Geschichtslehrer werden das Buch natürlich anschaffen und beim Unterricht verwerten, aber bei der knappen Zeit, die für die schweiz. Kirchengeschichte im 19. Jahrhundert bleibt, und den hohen Preisen der im Inland hergestellten Bücher wird man es im übrigen den einzelnen Schülern überlassen müssen, ob sie die Sammlung kaufen wollen oder nicht. Will man ein Quellenbuch speziell für diesen Zeitraum herausgeben und dabei mit einer größern Abnahme an der Mittelschule rechnen, so muß zuerst eine Kirchengeschichte der Schweiz im 19. Jahrhundert vorliegen. Eine solche ist dringendes Bedürfnis, und wir hoffen gern, daß es dem H. Rektor Dr. P. Romuald Banz möglich sein wird, was er so glücklich begonnen, in absehbarer Zeit zum Abschluß zu bringen.

Schon mit Rücksicht auf diese Umstände würde ich befürworten, eine Ausgabe von Quellen in kleinen Heftchen nach Art der Lambeck'schen Sammlung zu versuchen und dabei die ganze Kirchengeschichte unseres Landes einzubeziehen. Dabei wäre es auch viel leichter möglich, nicht nur Querschnitte, sondern auch Längsschnitte zu bieten, d. h. neben Heftchen, welche die hauptsächlichsten Quellen einzelner Perioden enthalten, könnten andere erscheinen, welche die auf eine bestimmte Materie bezüglichen Quellen durch eine Reihe von Perioden verfolgen. Hefte dieser Art wären auch als Stoffsammlungen für Vorträge brauchbar. Eine solche Ausgabe hat den weitern Vorteil, daß einer nur das kaufen muß, dessen er wirklich bedarf. Auch gibt sie dem ganzen Unternehmen größere Elastizität. Man kann sich am Anfang auf die Herausgabe der allerwichtigsten Stücke beschränken; zeigt sich das Unternehmen lebensfähig und zugkräftig, kann man es immer weiter ausbauen. Selbst die Mitarbeiterfrage dürfte sich bei einem solchen Vorgehen leichter lösen als bei einer Ausgabe in Buchform. Die einzelnen Hefte können Fachleuten übertragen werden, die gerade in der betreffenden Periode oder Materie besonders bewandert sind.

Das einige Gedanken zu der bedeutsamen Angelegenheit, die H. Rektor Troxler so erfreulicher Weise in Fluß gebracht hat. Mögen nun auch andere Fachkollegen sich zum Worte melden! B. E.)

Ein neues Geschichtslehrbuch.

Von Dr. P. Leodegar Hunkeler, Engelberg.

Oft schon wurde der Wunsch ausgesprochen, es möchte einmal ein Schweizerkatholik eine Weltgeschichte für unsere höheren Schulen schreiben. Der Wunsch war berechtigt, denn die bisher im Gebrauch stehenden Lehrbücher der Geschichte, weil von jenseits des Rheines kommend, berücksichtigten naturgemäß die Geschichte unseres Landes wenig, und auch die tiefgehende Kulturtätigkeit der Kirche kam in keinem von ihnen, selbst im Welter nicht, zu ihrem vollen Recht. Der deutsche Standpunkt der Verfasser brachte es auch mit sich, daß die außerdeutschen Staaten Europas allzu kurz abgetan wurden, während ihnen im großen Weltgeschehen doch auch eine große, oft entscheidende Bedeutung zukommt. So wurden einer neu zu schreibenden Weltgeschichte wichtige, schwierige, aber auch dankbare Aufgaben gestellt. Glücklicherweise fand sich der mutige Mann, der an die Arbeit ging, und er legt uns bereits eine wertvolle Frucht dieser Arbeit vor, eine „Geschichte des Mittelalters" für höhere Schulen der Schweiz. [1])

Die leitende Idee des Buches ist diese: „Die abendländischen Völker des Mittelalters haben gegenüber der byzantinischen und islamitischen Kultur ihre eigene, die christlich-romanisch-germanische oder mit einem Wort die christlich-abendländische Kultur geschaffen und die Führung in dieser Weltkultur dem christlichen Abendland gesichert. Nicht aus eigener Kraft allein, sondern zivilisiert, erzogen, gebildet durch die Kirche und durch das von ihr gerettete, unschätzbare Erbe des Altertums, sowie durch die Berührung mit der von Byzanz weitergeführten hellenistischen und der islamitischen Kultur." (Vorwort.)

Diese leitende Idee faßt das mannigfaltige Bild des Mittelalters mit seinen vielen Gegensätzen unter einem großen, einheitlichen Gesichtspunkt zusammen und durchzieht führend und erklärend das ganze Buch.

In vier großen Hauptabschnitten, die ihrerseits wieder in einzelne Kapitel zerfallen, wird nun das farbenprächtige Bild entrollt. Der erste Hauptabschnitt behandelt die Grundlegung der abendländischen Zivilisation. Wir werden kurz aber gediegen eingeführt in die vorzeitliche Geschichte des Abendlandes, beobachten sodann den Einfluß der Kelten und Römer und vor allem des Christentums auf die künftige abendländische Kultur. Nach dieser kurzen Uebersicht über die Vorbedingungen kommt der Verfasser auf das Thema selber. Er schildert uns den Kampf zwischen Germanen und Römern, den Untergang des weströmischen Reiches, die Errichtung germanischer Staaten, die Loslösung des Abendlandes vom Orient, die Eroberungszüge des Islam, die Christianisierung Germaniens, die Entwicklung des fränkischen Reiches unter den Merowingern und Karolingern bis zu seiner Glanzzeit unter Karl dem Großen.

Der zweite Hauptabschnitt befaßt sich mit der Zeit der Vorherrschaft des deutsch-römischen Reiches. Den schwachen letzten Karolingern folgen in Deutschland die sächsischen und ersten salischen Kaiser und erheben ihr Reich zur mitteleuropäischen Vormacht. Das Kaisertum Karls des Großen lebt unter Otto dem Großen in unveränderter Form wieder auf. Doch wird das mächtige Kaisertum zur Gefahr für die Freiheit des Papstes, der aber in siegreichem Kampfe seine Stellung behauptet.

In Frankreich und England kann das Königtum sich noch nicht so siegreich durchringen; erst gegen Ende dieser Epoche zeigt sich ein Umschwung. Im Norden und Osten treten neue Staaten in die Geschichte ein, Byzanz und der Islam bekämpfen und schwächen einander gegenseitig, in Spanien muß der Halbmond zurückweichen.

Der dritte Abschnitt enthält die Darstellung der Kreuzzugsbewegung; er zeigt das Papsttum auf dem Höhepunkt seiner politischen und kulturellen Bedeutung und schildert in warmen Worten die Kirche als Leiterin der abendländischen Gesellschaft. Die Kluniazenser und ihre Verdienste um die religiöse und kulturelle Hebung der Völker werden richtig gewürdigt. Dieser Abschnitt ist für sich allein ein Buch reichsten Inhaltes.

Im vierten Abschnitt wird die Bildung der neuzeitlichen Staaten erörtert. Die Vorherrschaft des deutsch-römischen Reiches ist mit dem letzten Hohenstaufen zu

---

[1]) Staub, Dr. P. Ignaz O. S. B., Geschichte des Mittelalters. Lehrbuch für höhere Schulen der Schweiz. Einsiedeln 1922. (VIII + 496 S.)

Ende, die französische Nation schwingt sich empor, ihr Königtum erstarkt. England gibt sich eine Verfassung, die durch ihr Gleichgewicht zwischen Krone und Volk vorbildlich wird, in Deutschland erfolgt die Ausbildung der landesfürstlichen Gewalten, die Städte streben empor, die Bauern der Waldstätte legen den Grund zu einem eigenen Staatsgebilde. Italien löst sich vom Reiche ab und wird der Schauplatz politischer Kämpfe; das Papsttum verliert seine Machtstellung und kommt in Abhängigkeit von Frankreich.

Der Humanismus und die Renaissance holen in der Antike neue Bildungsquellen und bahnen eine neue Zeit an.

Der im Westen überwundene Islam fällt im Osten in das byzantinische Reich ein und wird dadurch von neuem zur Gefahr für den Okzident. Portugiesen und Spanier, denen der Ostweg nach Indien versperrt ist, suchen einen westlichen. Sie entdecken Amerika und eröffnen auch ihrerseits eine neue Zeit.

Das ist in einigen ganz flüchtigen Strichen der interessante Gedankengang des Buches.

Unter seinen Vorzügen sei vor allem hervorgehoben die überzeugende, von jeder Polemik freie, aber warme Betonung der großen Verdienste der Kirche um die abendländische Kultur. Der Verfasser geht dabei vom richtigen Gedanken aus, daß das Mittelalter ohne genaue Kenntnis der einschlägigen Kapitel der Kirchengeschichte einfach unverständlich bleibe. Auch Lorenz sucht gewiß in seinem „Lehrbuch der Geschichte" der Kirche gerecht zu werden, aber ein Vergleich der beiden Bücher zeigt bald den großen Unterschied.

Ueberaus gut gelungen ist sodann die Verbindung der Schweizergeschichte mit der Weltgeschichte. Die Entwicklung unseres Staates wird sehr eingehend dargestellt, und, was besonders hervorgehoben werden muß, durch die Verbindung mit den Ereignissen der allgemeinen Geschichte wird sie uns viel verständlicher. Man kann ruhig von einer wesentlichen Vertiefung der Schweizergeschichte durch diese Methode sprechen.

Ein weiterer Fortschritt gegenüber den bisherigen Lehrbüchern liegt in der eingehenden Darlegung der byzantinischen Geschichte und des byzantinischen Kultureinflusses, wodurch wiederum viel neues Licht auf das abendländische Mittelalter fällt.

Die Geschichte der außerdeutschen abendländischen Großstaaten, speziell Frankreichs und Englands wird ebenfalls gebührend berücksichtigt, was gerade vom schweizerischen Standpunkt aus sehr begrüßt werden wird. Gewünscht hätte ich, daß neben den nordischen und slavischen Staaten auch der wichtigste Staat der baltischen Völkergruppe, das besonders im 14. Jahrhundert unter seinen hochbegabten Herrschern Gedyminas, Algirdas und Keistatis kraftvoll aufblühende Litauen irgendwo kurz besprochen worden wäre.

Was wir heute von einem guten Geschichtsbuch unbedingt verlangen, das ist die Bevorzugung der Kulturgeschichte gegenüber der Schlachtenschilderung. Auch hierin befriedigt unser neues Buch voll und ganz. Es erzählt nicht bloß große Ereignisse, es hebt auch die großen Gedanken hervor, aus denen sie herauswuchsen. Die Schilderung der kulturellen Zustände, die aus den politischen Ereignissen resultieren und ihnen anderseits wieder zu Grunde liegen, ist überaus lehrreich und vielseitig. Die genetische Methode, welche die Ereignisse aus ihren Ursachen herauswachsen läßt, leitet den Leser an, den Gang der Geschichte denkend zu erfassen, ihren Inhalt nicht bloß kennen, sondern verstehen zu lernen.

Sehr zu loben ist auch die schöne Uebersichtlichkeit des Ganzen. Was an politischer Geschichte vom Mittelschüler gewußt werden muß, ist in Großdruck gegeben. Weil aber das Buch auch dem Hochschulstudenten als Führer beim Studium dienen soll und dem Mann ins Leben folgen will, hat der Verfasser im Kleindruck vieles beigefügt, wodurch das im Großgedruckten Gesagte ergänzt und vertieft wird. Auch die Kulturgeschichte ist meistens dem Kleindruck zugewiesen. Damit kommt natürlich in den Kleindruck sehr viel Schwung und Interessantes, und dem Mittelschullehrer bleibt es überlassen, daraus auszuwählen, was er behandeln kann und will. Es liegt in diesem System eine gewisse Gefahr. Der Lehrer muß zu Beginn des Jahres sich genau zurechtlegen, wie viel die Zahl der Lehrstunden und die Kraft seiner Schüler ertragen, sonst riskiert er, daß er entweder die Schüler überlastet oder mit seinem Pensum nicht fertig wird.

Der guten Uebersicht dienen besonders die hübschen Ueberblicke zu Anfang der einzelnen Hauptabschnitte, sowie ein fortlau-

fender Auszug in Form von Randbemerkungen. Am Rand stehen auch die Jahrzahlen, deren Kenntnis vom Mittelschüler verlangt werden muß.

Das ganze Buch ist in einer frischen, warmen, für die Jugend berechneten Sprache geschrieben. Uns Alten kommt der Ausdruck vielleicht da und dort nur fast zu rhetorisch vor; doch der Verfasser schreibt für die Jungen und versteht sie, sie werden auch ihn verstehen und freudig seiner lebensvollen Erzählung folgen.

Summa summarum: wir haben hier eine Gabe auf den Büchertisch gelegt bekommen, wofür wir dem Spender tiefen, freudigen Dank schulden. Staub's Geschichtsbuch wird viel Freude und viel Segen stiften. Ernste gründliche Wissenschaft, warme Liebe zu Kirche und Vaterland und tiefes Verständnis für die Eigenart der Jugend haben zusammengewirkt, um dieses prächtige Lehrbuch zu schaffen. Es wird den Studierenden ein zuverlässiger Führer sein. Aber nicht bloß Studenten sollten es lesen, sondern alle, die den Geist des Mittelalters, dieser trotz aller Schattenseiten großen Zeit, erfassen wollen. Es ist in diesen nahezu 500 Seiten eine Unsumme von Arbeit verborgen; möge sie reichste Früchte tragen. Mit freudiger Spannung erwarten wir nun die Fortsetzung der trefflichen Arbeit, die im gleichen Geist geschriebene Geschichte der Neuzeit.

Lateinische Hymnen für die Schule.

Von P. Gerard Fäßler O. Cap., Stans.

In Nr. 3 der Mittelschule 6. Jahrg. wurde der berechtigte und von vielen begrüßte Wunsch ausgesprochen, es möchten am Gymnasium auch lateinische christliche Klassiker durchgenommen und zu dem Zweck vor allem eine deutsche Ausgabe geschaffen werden. Es wurden auch bereits diesbezüglich Unterhandlungen mit schweizerischen Verlegern gepflogen, die aber leider zu keinem Resultat führten. Umso mehr ist es zu begrüßen, daß nun der bestbekannte Verlag Aschendorff diesem Wunsche in ausgezeichneter Weise entgegenkommt.

Nachdem er bereits zwei griechische Autoren: des hl. Basilius Mahnworte an die Jugend über den Gebrauch der heidnischen Literatur und Justinus des Philosophen und Martyrers Apologien in prächtigen Bändchen (Text mit einem eigenen vorzüglichen Kommentar) herausgegeben, liegt nun auch das erste Bändchen lateinischer Klassiker vor und zwar: Die lateinischen Hymnen des christlichen Altertums und Mittelalters. Prof. Dr. Hellinghaus, der schon früher „Die kirchlichen Hymnen in den Nachbildungen deutscher Dichter" (M. Gladbach, Volksvereinsverlag 1919 gbd. 6 M.) und Hundert Marienhymnen mit den Nachbildungen deutscher Dichter (Ebenda 1921; gbd. 16 M.) herausgegeben, hat nun aus dem reichen Schatz 50 der schönsten, wertvollsten Hymnen für den Schulgebrauch ausgewählt. Diese Ausgabe unterscheidet sich von den beiden Sammlungen dadurch, daß sie die Hymnen nach den besten kritischen Ausgaben (besonders den Analecta hymnica) in ihrer ursprünglichen Fassung bietet, während die spätern Aenderungen für die Liturgie in den Fußnoten und Erläuterungen verzeichnet sind. In den Text selbst führt eine Einleitung ein, die über Begriff und Arten des Hymnus, Entwicklung der Hymnen: Dichtung, Sprache, Metrum, liturgische Fassung, Wert und Bedeutung der Hymnen unterrichtet.

Ein eigener Anhang gibt in kurzer, vortrefflicher Weise biographischen Aufschluß über die verschiedenen Verfasser der Hymnen und historisch-grammatikalische Noten klären die hauptsächlichsten Schwierigkeiten im Text selbst, so daß man sie leicht in der 4. und 5. Klasse durchnehmen kann.

Die Auswahl der Hymnen bietet für den Zweck der Schullektüre einen sehr reichen Ueberblick über die lateinische Hymnologie; denn die Proben sind I. der altchristlichen Zeit (bis 500), II. der Zeit der Merowinger (500—750), III. der Zeit der Karolinger (750—900), IV. dem Frühmittelalter (10. und 11. Jahrh.), V. dem Hochmittelalter (12. und 13. Jahrh.), VI. dem Spätmittelalter (14. und 15. Jahrh.) entnommen, und wir treffen alle die bekannten großen Namen: Hilarius von Poitiers, Ambrosius, Fortunatus, Paulus Diaconus, Rabanus Maurus, Notker Balbulus, Fulbert, Petrus Damianus, Herimannus Contractus, Adam von St. Viktor, Thomas von

Aquin, Thomas von Celano, Jacopone da Todi, Jakob Balde.

Alle Geheimnisse und Feste der hl. Liturgie sind zu einem prachtvollen Liederkranze gewunden. Weihnachtslieder, Osterlieder, Pfingsthymnen, Kreuzeslieder, Sakramentsgesänge, Marienlieder, wie sie aus den frommen Herzen heiliger Sänger quollen, singen und jubeln und beten in dieser kleinen Sammlung, die besonders den künftigen Theologen schon bekannt macht mit den schönsten Perlen, die im Brevier und Missale wiederkehren werden, die aber auch jeden andern, wie kaum etwas, einführt in das Beten und Singen der Kirche, in die Schönheit und den Glanz der Liturgie und die Poesie der kirchlichen Feste.

„Denn die lateinische Hymnologie, schreibt Gustav Adolf Königsfeld (Lat. Hymnen und Gesänge aus dem Mittelalter, deutsch Bonn 1847; siehe Einleitung), wie sie sich bis zum 16. Jahrhundert entwickelt hat, ist sowohl durch Reichtum, Kraft und Fülle der Gedanken als durch schmucklose Einfalt und Wahrheit derselben für die bei weitem vorzüglichste zu halten. . . Die einfache Größe und Wahrheit, der reine Ton eines einfältigen, gläubigen Herzens, der dem verwandten Gemüte umso faßlicher und anziehender erscheint, je mehr er von allem pomphaften und störenden Wortgepränge sich entfernt hält, tritt in allen diesen Gesängen siegend hervor und macht auf den Hörer eine tiefe, unbeschreibliche Wirkung. Die feurige Andacht, die darüber ausgegossen ist, die Kraft eines festen unerschütterlichen Glaubens, womit sie in die Seele dringen und bald mit rührender Klage, bald mit allen Schaudern und Schrecken ewiger Verdammnis die tiefsten Saiten des Herzens anschlagen, sichern ihnen schon seit Jahrhunderten in jedem gläubigen Gemüt eine bleibende Statt, welche ihnen das zerlegende Messer einer Fehler und Gebrechen aufspürenden Kritik nimmer zu rauben imstande sein wird. Als einer Zeit angehörig, wo der fromme Sinn noch Dome baute und keine Glaubensspaltung kannte, sind sie für die Bekenner eines jeden christlichen Bekenntnisses wertvoll und erbauend."

So wird diese Ausgabe Professoren und Studenten, auch sonst manchem Priester, Lehrer und Sänger höchst willkommen sein, und wir wünschen nur, daß diesem ersten Bändchen recht bald andere folgen und weiteste Verbreitung finden.

Zunftstube.

Nebukadnezar — Nabuchodonosor. Warum man bald die erste, bald die zweite Form dieses Königsnamens sieht, höre ich zuweilen fragen. Wie es scheint, herrscht darüber vielerorts Unkenntnis. Die Sache liegt so:

Die griechische und die lateinische Bibel haben Nabuchodonosor, die hebräische Bibel schreibt Nebukadnezar. Darum schreiben die Katholiken Nabuchodonosor, die Protestanten seit Luthers Bibelübersetzung Nebukadnezar.

In Wirklichkeit hat der König Nabukudur-ussur geheißen, was zu deutsch heißt: (Gott) Nabu, beschütze die Grenze.

Reine u werden die 5 in Nabu-kudur-ussur vorkommenden u kaum gewesen sein, sie haben sicher an dumpfe o angeklungen. Somit ist die lateinisch-katholische Aussprache des Königsnamens bis auf ein r statt n ziemlich richtig. Wir sollten also sagen: Nabukodorossor statt Nabukodonossor. Falsch aber ist die Form Nebukadnezar. Es ist dies eine der nicht wenigen Unformen, wie sie das mechanische Vokalisationssystem der Massoreten hervorgebracht hat.

Man muß sich nämlich daran erinnern, daß der ursprüngliche Bibeltext keine Vokale hatte, sondern nur Konsonanten, daß erst im Laufe des ersten nachchristlichen Jahrtausends die Vokalzeichen als Punkte und Strichlein über und unter die Konsonanten gesetzt wurden. Diese Vokalisation erweist sich aber bei kritischer Betrachtung als sehr wenig zuverlässig. Es läßt sich nachweisen, daß sie zum Teil nicht auf Ueberlieferung, sondern auf Konstruktion beruht. Und bei sprachgeschichtlicher Betrachtung ergibt sich, daß sie in vielen Punkten eine ganz junge Entwicklungsstufe darstellt. Diese Vokalisation ist demnach für die Rekonstruktion der wirklich geschichtlichen Sprachformen mit größter Vorsicht zu benützen. (Vgl. Gesenius, Hebr. Grammatik, 29. Auflage 1918, Seite 24.)

So ist auch der Name des großen Assyrerkönigs Senacherib besser in der lateinischen Uebersetzung erhalten als im hebräi-

schen Urtext, wo er Sanherib lautet. Assyrisch heißt er: Sin-achi-irba.

Allerdings fallen viele falsche Vokalisationen schon in die vorchristliche Zeit, so daß auch die griechische Uebersetzung schon nicht wenige unrichtige Formen übernahm. So heißt der ägyptische König, der unter Roboam Palästina plünderte, nicht Sisak, sondern Susink. Der babylonische Hauptgott nicht Merodach, sondern Marduk. (Richtig erhalten bloß im Namen Mardochäus.)

Zur Entschuldigung der Massoreten mag aber beigefügt werden, daß jedes Volk das Recht hat, sich fremde Namen anzupassen, und daß sie immerhin weniger Verballhornungen überlieferten als die Griechen, die fremde Namen ganz arg behandelten, und daß endlich alle Sprachen ihre alte gute Vokalisation abschleifen: aus Riamasesu wurde z. B. Ramses, wie aus salbodedun unser salbten. Dr. H.

Une nouvelle collection complète d'auteurs grecs et latins. Pendant que la question de la réforme de l'enseignement secondaire, en France, reste stagnante, des hommes de courage ont entrepris de nous donner une collection complète d'auteurs grecs et latins. Pareille entreprise aura plus fait pour gagner des partisans à la cause classique que toutes les discussions et articles de revues.

En 1918 était fondée l'Association «Guillaume Budé». Elle se proposait «la publication d'une ou de plusieurs collections d'auteurs grecs et latins, pouvant comporter soit des textes seuls, soit des textes annotés et commentés, soit des traductions, etc.» Bientôt une Société d'édition („Les Belles Lettres") était constituée, des fonds considérables trouvés et le travail distribué. Nous lisons dans la liste des collaborateurs les noms des principales notabilités philologiques de France et de Belgique.

En 1920 a paru le premier volume de Platon, texte établi et traduit par A. Croiset. Depuis lors les volumes se sont succédés rapidement. Deux tomes de Platon, un d'Eschyle, un de Sophocle, les *Caractères* de Théophraste, les œuvres de Callimaque ont paru. Les auteurs latins sont en avance sur les grecs: l'œuvre de Lucrèce, les *satires* de Perse, trois tomes de Cicéron, Juvénal, les *Histoires* de Tacite, le *de Clementia* de Sénèque ont vu successivement le jour.

Quel est le cachet spécial de cette nouvelle collection? Elle donne d'abord un texte aussi parfait que possible au point de vue de la science. Dans l'établissement du texte, sans s'attacher à un manuscrit unique qui conserverait, seul et partout, le texte original, on tient compte des découvertes récentes, des manuscrits délaissés et on restitue ses droits au goût.

En regard du texte il y a la traduction qui est non seulement d'une exactitude scientifique irréprochable, mais d'une tenue littéraire absolue. Cette traduction, comme le texte du reste, est également publiée à part. Elle permet à ceux qui ne lisent ni le latin ni le grec de se familiariser avec la pensée antique dans des ouvrages solides, bien écrits et agréables à lire.

Enfin chaque volume est pourvu d'une introduction sur la vie de l'auteur, la nature et la portée de son œuvre, les vicissitudes du texte à travers les âges; des notices, des annotations critiques et un apparat critique très soigné font de cette collection un instrument de travail de premier ordre.

Le public à réservé un magnifique accueil à cet effort. Quand on saura qu'en peu de temps 4,000 exemplaires du premier tome de Platon par exemple ont été vendus et que pour beaucoup de volumes des rééditions vont s'imposer, on sera convaincu que cette œuvre excellente venait à son heure et qu'elle rend le plus grand service aux études classiques.

Ajoutons enfin, pour être utile à nos lecteurs, que par une cotisation de 10 francs (français) par an, ils peuvent devenir membres adhérents de l'Association G. Budé (157, Bard Saint-Germain, Paris), titre qui accorde de grands avantages dans l'achat des volumes.

Chr. Favre.

8. Jahrgang. Nr. 6. 28. Sept. 1922

Mittelschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Philologisch-historische Ausgabe

Schriftleitung: Dr. P. Bonavent. Egger, Engelberg

Inhalt: Unsere Philosophie. — Neues und Altes zur Willensfreiheit. — Zunftstube. — Bücherecke.

Unsere Philosophie.

Eine Erwägung zum Kapitel: „Katholisches Geistesleben in der Schweiz“ und „Gymnasialreform“.

Von Dr. P. Karl Bor. Lusser O. S. B., Altdorf.

„Das Geistesleben ist bei den Schweizerkatholiken nicht auf der Höhe wie anderwärts, noch nicht auf der Höhe, auf der es stehen sollte.“ So hat uns jüngst G. de Reynold durch die „Blätter für Wissenschaft und Kunst“ (Aug. 1922) zugerufen. „Die Köpfe haben wir. Sie sind hervorgegangen aus unsern guten Mittelschulen, haben sich ausreifen können im Streit der Ideen an unsern Universitäten. Was uns fehlt, ist der Kontakt, die Gliederung, die Tribüne.“ „Es fehlt mehr an der Wertschätzung, der Aufmachung, der Aufnahmefähigkeit als an den Köpfen.“ So das Fazit der bezüglichen Betrachtung in den „Neuen Zürcher Nachrichten“ (Nr. 232). Somit wäre es denn gesagt, daß wir rückständig sind, weil wir unsere eigenen Vorteile nicht zureichend schätzen, anerkennen und nutzbar machen. Freilich gibt es auch viele andere Ursachen. Zu wenig wird vielleicht hervorgehoben, daß politische Machtmittel geistiges Kulturwirken der Katholiken verschiedener Staaten zu einem „Trotzdem“ herabgedrückt, nicht zuletzt durch Entziehung finanzieller Hilfsquellen. „Trotzdem“ sollten wir vormaschieren. Wahrlich ein starker Optimismus. Dennoch scheint er nicht übertrieben.

Denn wir haben wirklich festen Boden unter den Füßen in unserem Geistesleben. Eine höchst objektivistische, übernatürlich potenzierte Lebenserfassung, frisch und kräftig erhalten von mächtigen Lebensquellen. Diese haben seinerzeit nicht bloß die Kultur eines Landes befruchtet — ein kräftiges Geistesleben, zumal in Kunst und Wissenschaft, ist ja nicht national beschränkt, am wenigsten in Zeiten höchster Kraftentfaltung — nein, sie haben die geistige Entwicklung einer Welt erzeugt und ernährt. Freut man sich dessen nach Gebühr? Oder müssen wir vielleicht auch hier von Mißachtung, mangelnder Wertschätzung reden? Spornt man auch das junge Geschlecht entsprechend an, diesen Quellen tief genug nachzugraben?

Wir reden hier nicht in erster Linie von dem kräftig pulsierenden Leben der religiösen Volkspastoration, die ein hohes intellektuell-religiöses geistiges Durchschnittsniveau der Gesamtbevölkerung in glücklicher und arbeitsfroher Initiative erstrebt. Hier können wir einen Tiefstand der Katholiken nicht vermuten. Das konkret erscheinende, allgemein fühlbare Bedürfnis, der unmittelbarere Zusammenhang von Arbeitsleistung und Erfolg ist hier zu wirksam, um verantwortlichen Kreisen zu entgehen.

Etwas anders verhält es sich mit den Grundströmungen des geistigen Lebens in der wissenschaftlichen Kultur. Diese liegen nicht an der Oberfläche, treten nicht als solche klar und konkret zutage. Das ist ihrem Wesen fremd. Mißkennung ist hier leicht möglich. Und doch sind auch sie für den Eingeweihten wichtigste Träger geistiger Erhaltungs- und Fortschrittsarbeit. Ob uns eine feste Glaubenszuversicht von deren Pflege dispensiert? Meines Wissens wird diese bekannte apologetische Frage nie bejaht, in der Theorie wenigstens. — Freilich, unter „wissenschaftlichem Streben“ kann manches verstanden werden. Keine Frage: wir brauchen Mathematik, Physik, Chemie,

Literatur und Geschichte, moderne und alte Sprachen. Eine Wissenschaft ohne das wäre undenkbar. Aber beruht darin die Kulturmission der Schweizerkatholiken? Gewiß auch! Denn wir müssen Leute haben auf allen Gebieten. Bleibt einer dabei katholisch — unvereinbar erscheint das nicht — so ist er ein kath. Gelehrter, ein Ferment im Fortschritt irgend eines Gebietes des Geisteslebens.

Freilich macht man dabei oft recht betrübende Erfahrungen. Unsere profane Wissenschaft ist, bewußt oder unbewußt, in ihrem tiefern Kern zum großen Teil subjektivistisch orientiert. Das Gebiet der „Tatsachen" wird sorgfältig geschieden von jeder „metaphysischen" Interpretation. Nur jene sollen eigentlich wissenschaftliche Berechtigung haben. Dieser positivistische Zug, der dem Atheismus und Pantheismus in der Form des modernen Monismus aller Richtungen Vorschub leistet, ergreift nun auch die Gelehrten mit dem kath. Taufschein in der Tasche fast unvermerkt. Sie sind schließlich nur noch Gelehrte unter Abstreichung des Katholischen. Dies scheint fast unvermeidlich, wenn solche Männer nicht auch in den sog. Lebensanschauungsfragen etwas besser bewandert sind als der erste beste Bauersmann. Auch ist nicht zu vergessen, daß die bezügl. Kämpfe sich vielfach auf dem Gebiete der Erkenntnistheorie, der Sozialethik, der Metaphysik abspielen. Dabei ist es uns immer unmöglich, die einseitigen, wenn auch oft gerade infolge davon höchst zugkräftigen, für den Augenblick umjubelten Geistesströmungen mit „vollem Vertrauen" mitzumachen. „Modern" in diesem Sinne können wir nicht sein. Wie aber soll sich da ein katholischer Gebildeter oder gar Gelehrter, ein Historiker, Jurist, Mediziner, Mathematiker, Physiker, Chemiker zurechtfinden, wie sich vorsehen, um in seiner innersten Ueberzeugung nicht bloß keine Stoßkraft einzubüßen, sondern diese zu erhöhen?

Ich meine der Kritiker der „Neuen Zürcher Nachrichten" hat recht: Die Quellen dieser katholischen Ueberlegenheit sind nicht verschüttet, sie fließen bloß zeitweilig etwas spärlicher, weil zu wenig gepflegt und beachtet.

In bewunderungswürdiger Grundsatztreue, die in grellem Gegensatz steht zum haltlosen Neuerungstasten im modernsten Schulwesen, haben uns bewährteste Schulmänner der Vorzeit einen Gymnasialtypus durch Jahrhunderte übermittelt, bei dem die Philosophie z. T. in einem eigenen „Lyzeum" eine hervorragende Stellung einnahm. Damals spielten die Katholiken noch keine untergeordnete Rolle in der Geisteskultur. Diese Philosophie, ursprünglich eine allgemein verbindliche Hochschulstufe als universell orientierende Vorbereitung auf jedes wissenschaftliche Berufsstudium, war an der Universität allmählich in die Reihe der gleichberechtigten Fakultäten eingetreten. Dies hatte zur Folge, daß sie wenigen mehr als Vorstufe zum Fachstudium zugänglich war, wie sehr sie auch dazu notwendig scheint. Die beste Lösung war folgende: Man schob eine umfassende propädeutische Philosophie zwischen Lateinschule und Universität hinein, d. h. man verband letztere durch das Lyzeum mit dem Gymnasium. Das Alter der Schüler und ihre Verstandesreife zu Beginn der betr. Studien blieben also wie anhin. So gewann man die nötige Zeit und Gelegenheit, die allgemeinsten philosophischen Fragen und Zusammenhänge, deren Kenntnis zur allgemeinen Bildung erfordert war, in schulmäßiger Weise als Ueberleitung zur Universität zu erörtern, wie das von den einsichtigsten Pädagogen verschiedenster Richtungen, wie Herbart, Schleiermacher, H. Kern, Ziller, K. Peter auch in der Neuzeit wieder entschieden gefordert wird (Willmann, Didaktik, S. 600 f.). Die subjektivistische Zerfahrenheit des kantschen Philosophierens setzte dieser begrüßenswerten Initiative freilich vorfrühe und enge Schranken.

Wie stark, siegreich und überwältigend müßte sich dem gegenüber das einheitliche Geistesleben der Katholiken der Schweiz ausmachen, wenn man „unsere Philosophie am Gymnasium", verankert in dem Denken von Jahrtausenden, befruchtet von der Ideenfülle des klassischen Altertums bis zum rationellen Gehalt der Ergebnisse modern naturwissenschaftlicher Forschung, scharf und klar umrissen und methodisch dargestellt, wie sie sich neuestens im trefflichen „Grundriß der Philosophie" des genialen Denkers Dr. P. Sigisbert Cavelti O. S. B., bearbeitet von Dr. P. Benedikt Baur O. S. B., oder auch in dem bezüglichen Lehrbuch des bewährten Pädagogen Dr. P. Bernard Kälin O. S. B. zeigt, zureichend beachtete und entschieden genug betonte. Wenn es zur Selbstverständlichkeit würde: Der katholische Gebildete der Schweiz soll, erst im Kreuzfeuer

der Ideenkämpfe erprobt, seiner gestählten Kraft sich bewußt, in die Arena des geistigen Kulturlebens seines Landes eintreten! Um das zu erreichen und der bezüglichen Vorteile teilhaft zu werden, bedürfte es bloß der festen Ueberzeugung von der Notwendigkeit und Sieghaftigkeit einer tiefstbegründeten Lebensanschauung, wie der aristotelisch-scholastischen Philosophie und des wissenschaftlichen Ernstes in Lehrer- und Schülerkreisen. Die Altersreife der Schüler dürfte mit dem 19.—21. Jahre, da man in andern Ländern und auch an einigen Orten der Schweiz schon die Universität besucht, wohl gegeben sein. Oft machen sich die jungen Leute ja ihre „Philosophie" schon vorher zurecht. Freilich, für einen kant-hegelschen Subjektivismus sind sie „noch nicht reif", aber dazu dürfte auch manch sechzigjähriger Graukopf zu „naiv" sein.

Auch wird man von einer Gymnasialphilosophie nicht verlangen, daß man dabei in jede Ecke des modernen, höchst unkatholischen Ideenbabel mit archäologischer Genauigkeit eindringe, und daß man sich an den imposanten, sich stets weiter ausgestaltenden Ideendom der Scholastik durch die tausend Zickzackwege eines Irrtumslabyrinths heranschleiche. Käme wissenschaftliche Ueberzeugung nur auf diesem unendlichen Umweg durch die Geschichte menschlicher Irrungen zustande, nicht an Hand großer, mit der Kraft des unvoreingenommenen Verstandes unzweifelhaft festgelegter Grundlinien und Grundprinzipien, dann müßten wir freilich auf die wissenschaftliche Grundlegung für eine Lebensanschauung auf dem Gymnasium im vorneherein verzichten. Dann würde die Mittelschule dem Geistesleben der Schweizerkatholiken keine Prärogative der neuzeitlichen Haltlosigkeit gegenüber verschaffen können.

Um eine ausführliche Rechtfertigung der Philosophie am Gymnasium handelt es sich hier nicht. Die verdienstvolle Arbeit von H. Rektor Dr. P. Benno Kühne O. S. B. über „Die Philosophie am Lyzeum" (Jahresbericht der Lehr- und Erziehungsanstalt Einsiedeln 1914) dürfte dazu in noch zu frischem Andenken sein. Es möchte dagegen nicht verfehlt sein, in dieser ungezwungenen Zeitbetrachtung über die kulturelle Bedeutung der Philosophie für das Geistesleben der Schweizerkatholiken in den Tagen, da soviel von Gymnasialreform geträumt, gesprochen und geschrieben wird, auf unsern propädeutischen Unterricht an der Mittelschule hinzuweisen und damit einen warmen Appel an alle einflußreichen Schulmänner zu verbinden, nicht nur selbst als Lehrer diesem Gebiete die nötige Aufmerksamkeit zu widmen, sondern auch für die Erhaltung und gebührende Betonung desselben an unsern Gymnasien eine Lanze einzulegen. Nötigenfalls würde die Forderung eines eigenen Gymnasialtypus mit entsprechender Betonung der Philosophie eine praktische Lösung bedeuten. Eine Entscheidung der Frage zu Ungunsten derselben müßte für die Katholiken der Schweiz sehr folgenschwer wirken. Wer Gelegenheit hatte, an der Universität mit Studierenden verschiedener Fakultäten über diese Angelegenheit zu sprechen, wird mir bestätigen, daß er mehr bedauernde Klagen über mangelhafte und vermißte philosophische Bildung von seiten der Studierenden, aber auch von seiten einsichtiger Dozenten vernommen als abschätzige Urteile über die Bedeutung einer solchen Vorbildung an der Mittelschule. Die meisten tragen da schwerer an dem, was sie nicht gelernt, als an dem, was sie können, wie sehr es auch in der Natur der Sache liegt, daß man eher das Gelernte unterschätzt denn das nunmehr als Notwendigkeit auftretende Unbekannte. Mit Bewunderung habe ich bemerkt, was in dieser Beziehung gewisse innerschweizerische Lehranstalten zustande gebracht, Ehrfurcht gebietende Leistungen! Natürlich steht auch hier das Urteil weniger dem Schüler selbst als dem geübteren Auge des Lehrers zu. Es verhält sich in dieser didaktischen Materie wie etwa auch in der Beurteilung des Wertes der klassischen Sprachen. Weder wer diese nicht kennt, noch, wer sie zwar am Gymnasium studiert, ohne daß er sich aber Rechenschaft davon geben könnte, was aus seinem geistigen Leben ohne dieselben geworden, kann deren Einfluß richtig bewerten; dies steht vielmehr dem objektiv prüfenden und reflex wägenden, Theorie und Praxis in Betracht ziehenden Geiste des Schulmannes zu.

Ein solcher Didaktiker aber wird in seinem Gutachten über Wert und Bedeutung der Philosophie am Gymnasium bezw. Lyzeum nicht nur die beschränkte Zeit in Anschlag bringen, die ihr eingeräumt werden kann, sondern vorab auch die ungünstigen Zeitverhältnisse im Universitätsleben. Es ist ja bekannt genug, daß auch dort Macht und numerische Ueberlegenheit oft den Ausschlag geben und daß

wissenschaftliche „Dogmen“ kurioseſter Art nicht eben eine Seltenheit ſind. Es genügt da oft, irgend eine eben kurſierende Anſicht meiſt negativen Gehaltes wie etwa die kantſche „Löſung“ des Erkenntnisproblems mit einer Fülle von Scheingründen und Scheinſchwierigkeiten recht ſelbſtvertrauend zu vertreten, um einen viel tiefern, univerſellern aber auch ſchüchternen jungen Mann in die Enge zu treiben. Umgekehrt aber wird es für unſere jungen Akademiker, die aller Metaphyſik nicht ſo leicht den Garaus machen können, ſondern ſich in ihre zahlreichen umfaſſenden Probleme vertiefen müſſen, nicht ſo leicht ſein, alle Poſitionen ſogleich zu beziehen und zu verteidigen. So werden ſie leicht eingeſchüchtert und verlieren das wiſſenſchaftliche Selbſtändigkeitsgefühl, das zumal für eine Minderheit unerläßlich, wenn anders ſie ſich feſt behaupten ſoll. Da wäre nun freilich etwas mehr Selbſtvertrauen und Selbſtbewußtſein am Platze. Denn auf die Dauer wird der philoſophiſch gebildete Geiſt, auch wenn er zur herrſchenden Zeitmeinung in Widerſpruch tritt, doch ſieghaft ſein.

Gerade der echt ſchulmäßige Betrieb der Philoſophie aber, der am Gymnaſium allein möglich iſt, wo ein beſtändiges Kontrollieren der geiſtigen Arbeit und des Erfolges eine ſtets berichtigende, zuſammenfaſſende, allſeitig fördernde Einwirkung auf den Studierenden möglich macht, iſt nicht zu unterſchätzen und dürfte ein weiterer Grund dazu ſein, die Philoſophie auch in Zukunft am Gymnaſium zu belaſſen, zumal wenn ſie in der konziſen, ſtreng methodiſchen Weiſe, die der vorherrſchend rationellen Scholaſtik eignet, betrieben werden ſoll.

Univerſitätsrektor Dr. P. Gruner in Bern ſagt am Schluß ſeiner Rektoratsrede über „Die Neuorientierung der Phyſik“ (die einer Betrachtung vom Standpunkt der ariſtoteliſch-ſcholaſtiſchen Naturphiloſophie aus wohl wert wäre): „Im menſchlichen Geiſt, und ganz beſonders im Geiſt unſerer modernen akademiſchen Jugend, liegt ein tiefes Sehnen verborgen: das Sehnen nach abſoluter Wahrheit! — nach einer Wahrheit, die nicht nur den logiſchen verſtandesmäßigen (?) Aufbau der Welt, ſondern auch den Sinn und den Zweck der Welt, ihre abſolute Bedeutung offenbaren ſoll“. Das iſt ein Hoffnungsſtern für uns. Wie die letzten Jahre viel Verwirrung und Unheil geſtiftet, ſo liegen in der neuen Kultur, die ſo recht eine Beſinnung auf die Bedeutung und Berechtigung kultureller und politiſcher Faktoren in ihrem letzten Grund und Zuſammenhang fordert, Anſätze zu machtvoller Aeußerung tiefſter Anlagen und Strebungen des Menſchengeiſtes. So eine Richtung muß der Philoſophie günſtig ſein. Wir wagen es freilich faſt nicht mehr, an eine Welt zu glauben, da eine objektive, fortſchrittsfrohe, alle Gebiete des natürlichen Wiſſens umfaſſende, Kirche und Staat in ihren Unternehmungen leitende philoſophiſche Weltanſchauung auf Jahrhunderte das Menſchenleben beglücken könnte, wie das zu einer Zeit geweſen, die nicht minder groß als unſere war. Und doch, wer von der Sieghaftigkeit der Wahrheit überzeugt iſt, muß einſehen, daß einer wäſſerigen, ſubjektiviſtiſchen, metaphyſikloſen Kantphiloſophie gelegentlich die letzte Stunde ſchlagen muß. Und wenn dann auch nicht das Dorado einer einheitlichen Weltanſchauung ſich durchſetzt, da die Willens- und Religionsgegenſätze zu groß ſind, ſo wird das doch einen gewaltigen Schritt vorwärts bedeuten. Und weſſen Verdienſt wird das ſein? Nicht auch ein wenig das „unſerer Philoſphie“, die an ihrer Tradition unentwegt feſtgehalten, ſelbſt in einer Zeit, da es höchſt „unzeitgemäß“ ſchien, nicht nur praktiſch, ſondern auch theoretiſch an der Selbſtverſtändlichkeit einer objektiven Außenwelt, einer Metaphyſik, einer rationellen Theologie oder Theodizee, eines im Willen des Schöpfers verankerten Sittengeſetzes und Naturrechts feſtzuhalten?

Der hochſelige Papſt Benedikt XV. gab gelegentlich einer Privataudienz vom 3. Dezember 1920 ſeiner großen Freude über den Unterricht in der Philoſophie an den katholiſchen Schweizergymnaſien dem Schreiber dieſes gegenüber lebhaften Ausdruck, wenn er ſagte, er verſpreche ſich daraus viel für die Studierenden aller Fakultäten und überhaupt für die kraftvolle Entwicklung und den Fortſchritt im Geiſtesleben der Schweizerkatholiken.

Neues und Altes zur Willensfreiheit.

Von Dr. P. Karl Schmid O. S. B., Engelberg.

Es ist schon vieles über die Willensfreiheit geschrieben worden; und gerade seit den Tagen, da der große Philosoph von Königsberg die Lehre von der menschlichen Willensfreiheit aus dem Reiche der Wissenschaft verbannt und zu einem bloßen Postulat der praktischen Vernunft, zu einer theoretisch unbeweisbaren Forderung unseres moralischen Lebens herabgewürdigt hat, ist der Kampf für und gegen heißer denn je entbrannt. Die trefflichen Uebersichten des bestverdienten P. Beßmer in den „Stimmen der Zeit" (Band 93 u. 98) lehren uns, welche Reihe von Neuerscheinungen die zwei kurzen Dezennien unseres Jahrhunderts diesem Eckpfeiler des sittlichen Lebens schon gewidmet haben.

Es mag darum nicht unangebracht erscheinen, wenn auch diese Blätter dem Problem einige Spalten widmen. Denn ganz abgesehen vom theoretisch-wissenschaftlichen Interesse, das auch die Lehrer und Erzieher den Geistesströmungen ihrer Zeit entgegenbringen müssen, beschäftigt uns ja hier eine Frage von eminent praktischer, speziell pädagogischer Tragweite. Es ist ein beliebtes Argument des heutigen Determinismus, nur er und speziell seine weitverbreitete psychologische Form, der sogenannte Charakterdeterminismus, biete eine ersprießliche, wenn nicht die einzig mögliche Grundlage für Erziehung und Charakterbildung.

Es kann hier natürlich nicht unsere Aufgabe sein, alle Vertreter auch nur des psychologischen Determinismus zum Worte kommen zu lassen. Es ist dies übrigens durchaus nicht nötig. Denn, obwohl jeder Autor stets gewisse ihm allein eigene Schattierungen aufweist, so kommen sie doch in den Wesenszügen überein. Es genügt daher für unsere Zwecke, wenn wir einen typischen Vertreter unserer Tage herausheben. Die Wahl mag auf die „Allgemeine Ethik" von Friedrich Jodl fallen.*) Denn in ihm finden wir vorerst einen Vertreter, der die weit verbreitete Richtung Wundts zum Ausdruck bringt, und er ist ferner sehr gemäßigt, scheint oft seitenlang auf richtigen Pfaden zu wandeln, kann aber gerade deshalb doppelt gefährlich werden.

Seine Mäßigung zeigt sich schon darin, daß er neben den Vorstellungen und Gefühlen noch die Existenz eigener Willensakte anerkennt. Allein die Scheidung, welche er in den Fähigkeiten und Akten noch wahrnimmt und durchführt, verliert er auf einmal, wo es sich um die Objekte handelt. Diesbezüglich krankt auch er an der Erbsünde der modernen Psychologie; auch er kann Phantasievorstellung und geistige Idee nicht unterscheiden. Infolgedessen fließen ihm auch bezüglich des Strebens und Handelns die Triebvorstellungen des sinnlichen Teiles und die eigentlichen Motive des Willens durcheinander. Zu dieser Vermengung mag auch die neuzeitliche, vorwiegend beobachtend und experimentell eingestellte Psychologie beigetragen haben, die ihr Hauptaugenmerk auf die sinnliche Seite des Menschen richtete und diese sowohl nach ihrer spezifisch psychischen als auch nach ihrer organischen Seite analysiert hat. Es soll hier durchaus nicht das Verdienstliche ihrer Forschungen und das Wertvolle ihrer Ergebnisse in Zweifel gezogen werden; allein Jodl ist doch ein treffliches Beispiel dafür, wie man nur zu leicht die Eigenart und Selbständigkeit des geistigen Teiles übersehen kann. Er schreibt ohne Bedenken: „Motive, **d. h.** Vorstellungen und Gefühle" (287). Und nun lehren ihn seine psychologischen Beobachtungen, daß im Reiche der Vorstellungen der Determinismus herrsche, und zwar sowohl, was den Ablauf der organischen Funktionen, als auch, was den Konflikt und die Bestimmungskraft der Vorstellungen angeht. Seine Stellungnahme wird ja auch dadurch noch beeinflußt, daß er im Verein mit allen Nachbetern Kants die Freiheit für Ursachlosigkeit hält und darum konsequent jeden kausal erzeugten Vorgang als naturnotwendig erklären muß. Auf diesem Boden wird es ihm nicht mehr schwer nachzuweisen, daß die psychologischen Vorgänge nach ihrer physiologischen Seite den Naturgesetzen entsprechend, also kausal und damit deterministisch verlaufen und daß auch auf psychischer Seite das Kausalgesetz Geltung habe, indem die Entscheidung das Ergebnis der einwirkenden Motive und Vorstellungen im Verein mit dem bereits vorliegenden Charakter des Handelnden sei. „In der Tat ruht das ganze praktische Leben auf der Annahme einer regelmäßigen oder

*) Allgemeine Ethik von Friedrich Jodl, herausgegeben von Wilhelm Börner. 1. u. 2. Auflage. Stuttgart und Berlin 1918. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.

notwendigen (!) Verknüpfung von Motiven und Handlungen .... Pädagogik, Gesetzgebung, Kriegführung wären ohne diese Annahmen absurd. Ein Heerführer, der eine Schlacht leitet, rechnet auf die Ausführung seiner Befehle durch andere mit der nämlichen Sicherheit, wie er einen Säbel aus der Scheide zu ziehen oder eine Depesche zu siegeln hätte. Insbesondere aber ruhen z. B. alle Verhältnisse des wirtschaftlichen Lebens auf der Zuversicht, daß die menschlichen Handlungen regelmäßigen Bedingungen unterliegen. Eine Wissenschaft wie die der Nationalökonomie wäre einfach unmöglich ohne diese Voraussetzung. Das Steigen und Fallen der Kurse, der Wechsel in Angebot und Nachfrage, die Verhältnisse der Preisbildung, die Vorgänge bei der Erzeugung und beim Austausch von Gütern — das alles läßt sich nur unter der Voraussetzung kausalen Zusammenhanges zwischen Motiven und Handlungen begreifen und bietet umgekehrt, so weit es begreiflich ist, den stärksten Beweis für das Vorhandensein dieses Zusammenhanges. Ja man kann geradezu sagen: aller Verkehr der Menschen untereinander beruht auf der stillschweigenden Anerkennung des Gesetzes von Ursache und Wirkung, ja er würde aufhören, wenn die Menschen nicht auf das Auftreten und Wirken bestimmter Motive unter bestimmten Ursachen schließen und ein bestimmtes Handeln oder Unterlassen erwarten könnten. Wie wir annehmen, daß in der Körperwelt die Dinge ihre Eigenschaften behalten und gleiche Ursachen stets gleiche Wirkungen hervorbringen werden, so nehmen wir dies auch in der geistigen Welt an. Jeder vernünftige Mensch berücksichtigt in seinen Ueberlegungen und Berechnungen ebenso die bestimmten Eigenschaften seiner Mitmenschen, wie die der Dinge der unbelebten Natur." (289 f.) Weil Jodl Freiheit als Leugnung der Kausalität auffaßt und ferner die Wirkungsweise der Motive und Triebvorstellungen gleichsetzt, begreifen wir vollkommen seinen Standpunkt. Darnach muß wirklich „jede menschliche Handlung die notwendige Resultante des Zusammenwirkens sämtlicher innerer und äußerer Verhältnisse" (295) sein, oder, „alles Tun beruht auf dem Zusammenwirken von Motiven und Charakter" (299), womit das Prinzip des Charakterdeterminismus ausgesprochen ist.

Eine Bestätigung für diesen naturnotwendigen Zusammenhang zwischen Motiven und Charakter als Ursachen einerseits und der daraus fließenden Handlung als Wirkung anderseits findet Jodl in jenen nicht seltenen Fällen, wo wir mit größter Bestimmtheit etwas vorhersagen und wo diese Voraussagungen wirklich eintreffen. „Es warnt uns jemand z. B. vor der Gefahr, uns gewissen Ausschweifungen hinzugeben, die an einem Orte, den wir zu unserem Wohnort machen wollen, sehr gewöhnlich sind. ‚Beunruhige dich nicht', können wir ihm vielleicht antworten, ‚alle Versuchung dazu wird wirkungslos an mir vorübergehen.' Wir sind dessen gewiß, weil wir uns in diesem Punkte mit der größten Bestimmtheit kennen, sehr wohl wissen, daß die Neigung zu jenen Ausschweifungen gar nicht oder doch so schwach und das ihr Entgegenstehende so stark begründet ist, daß der Erfolg auch nicht im mindesten zweifelhaft sein kann. Oder es werden uns Bedenken geäußert, daß wir, bei einer Reise, einem Freunde unser ganzes Vermögen zur Aufbewahrung übergeben haben, ohne irgend eine Sicherheit. ‚Diese ist überflüssig', erwidern wir, ‚denn seine Redlichkeit und seine Freundschaft zu uns ist so stark begründet, daß, möge auch eintreten, was da will, ihre Unveränderlichkeit uns sicher ist'. Wir erklären also das Gegenteil für unmöglich; auch nur daran zu denken erscheint uns lächerlich; ganz in demselben Verhältnisse (?), als wenn jemand behaupten wolle, der Magnet könne auch einmal nicht Eisen anziehen, ohne daß es vorher in seinem ganzen inneren Wesen umgewandelt würde. Die ursächlichen Verhältnisse sind an sich bei den freien Handlungen in eben der strengen Notwendigkeit und Lückenlosigkeit gegeben, wie bei jedem Naturerfolge, nur daß wir sie in den meisten Fällen nicht vollständig in den Bereich unserer Erkenntnis zu bringen vermögen." (300).

Damit ist ihm die Freiheit herabgesunken zur bloßen Unabhängigkeit von äußerem, feindlichem Zwang. Nur so darf nach ihm das Zeugnis des Selbstbewußtseins für die Freiheit gedeutet werden. Dessen Vorhandensein gibt er unumwunden zu. „Wir haben ein Freiheitsbewußtsein; das kann niemand leugnen" (286). Aber nach ihm sagt es bloß, „daß wir ohne einen uns zum Bewußtsein kommenden äußeren oder inneren Zwang zu wollen fähig sind; es sagt nicht aus, daß wir ohne Ursache wollen. Ein Zwang existiert nur, wo ein Widerstreben stattfindet" (287). Es bezeugt

ihm also bloß, daß unsere „freien" Handlungen den Charakter des Natürlichen, Spontanen, nicht Erzwungenen besitzen, daß sie also aus natürlichen, wenn auch notwendigen, so doch nicht naturwidrigen, gewaltsam wirkenden Ursachen hervorgehen. „Es sind ja unsere Gefühle und Vorstellungen, die unseren Willen bestimmen, sie zwingen ihn nicht" (287).

Ganz gleich äußert sich auch H. Ebbinghaus in der Enzyklopädie „Die Kultur der Gegenwart"*): Freiheit im Sinne von Ursachlosigkeit ist ein leerer Begriff. Wovon man einzig mit Recht sprechen kann, ist Freiheit im Sinne der Abwesenheit von Zwang, Bestimmtwerden eines Dinges oder Wesens allein durch seine eigene Natur, durch die ihm selbst innewohnenden Eigenschaften. So wie man vom Wasser sagt, daß es frei dahinfließt, wenn es nicht durch Felsblöcke oder Wehre gehemmt wird, oder von einem Pferd, daß es frei herumläuft, wenn es nicht angebunden oder im Stalle eingesperrt ist, so kann man auch das Wohltun eines Menschen seine freie Tat nennen, wenn es aus seinen eigenen Ueberlegungen und Trieben hervorquillt, und nicht durch Gewalt und Drohungen erzwungen wird. Gesetzmäßige Wirkungen bestimmter Ursachen aber sind darum doch alle diese Erscheinungen, das Fließen, das Herumlaufen wie das Wohltun. Was die Menschen immer wieder zur Verkennung dieser Gleichartigkeit und zu dem Glauben an jene falsch verstandene Freiheit leitet, ist lediglich ihre Unkenntnis."

Nun kann Jodl freilich „zwei Sätze, die man in der Regel als widersprechend ansieht, als Tatsachen nebeneinander stellen:

1. Die sogenannten freiwilligen Handlungen gehen aus dem Zusammenwirken bestimmter Motive mit einem bestimmten Charakter notwendig hervor und können, so weit als diese bekannt sind, vorausgesagt werden.

2. Bei der Verrichtung solcher Handlungen tun wir das, was wir wollen, und handeln also insofern mit völliger Freiheit." (308)

(Schluß folgt.)

*) Die Kultur der Gegenwart, ihre Entwicklung und ihre Ziele, herausgegeben von Paul Hinneberg. (Verlag von B. G. Teubner, Leipzig) Teil I. Abteilg. VI. Systematische Philosophie, 2. Auflage 1908, S. 176.

Zunftstube.

Comment M. l'abbé Calvet corrige les devoirs écrits en 2e Rhétorique. Le savant professeur part de ces principes de sens commun: l'attention de l'élève ne peut pas se fixer sur plusieurs points à la fois — on ne sait que ce qu'on a oublié vingt fois — on ne fait bien que ce qu'on fait par habitude — le travail qui profite est celui qu'on fait soi-même et non pas celui que font les autres pour nous.

Par ces principes il est arrivé à sa méthode dont voici les règles: Règle I: Je ne corrigerai pas dans un devoir toutes les fautes, mais une catégorie de fautes, la même dans toutes les copies, et la même pendant plusieurs semaines ou même plusieurs mois de suite, s'il le faut.

Règle II: Ce n'est pas moi qui corrigerai, à proprement parler, les copies, mais j'obtiendrai cette correction des élèves eux-mêmes.

Pourquoi ne pas corriger toutes les fautes? Parce que dans un devoir où les fautes sont multiples et de nature diverse, il est pratiquement impossible que l'élève en comprenne la nature, se rende compte de ses erreurs et retienne ces choses d'une manière efficace. Que son attention soit, au contraire, concentrée sur un seul point et cela pendant des semaines, il est à espérer qu'il comprendra une faute déterminée et l'évitera désormais. S'il s'agit, pour nous borner à un exemple, de la composition dans la langue maternelle, bornez-vous, le premier mois, à inculquer aux élèves ce principe qu'il faut préciser son sujet et n'en pas sortir; le mois suivant occupez-vous du classement et de la subordination des idées; puis de la recherche des idées personnelles; puis de l'expression, etc.

On peut de même, dans la version latine, attirer l'attention de l'élève, pendant une période déterminée, sur une seule catégorie de fautes signalées.

Cette première règle n'aurait pas d'efficacité sans la deuxième: il ne suffit pas que l'élève se rende compte de sa faute; il faut encore qu'il la corrige

lui-même. Ainsi la première page de chaque copie sera consacrée à la correction du devoir précédent. Prenons un exemple. Dans une version latine, un contresens grave a été rélevé et marqué d'une croix; dans la copie qui suit, l'élève reproduit la phrase latine sur laquelle il s'est trompé, sa traduction fautive, la traduction correcte faite en classe, et il explique la raison de sa faute.

Cette méthode exige du maître de la patience et de l'attention; mais on n'obtient rien dans l'éducation sans une patience attentive; si l'élève essaye de s'y soustraire, ne perdons pas courage: il agit de même envers toute discipline qui exige un effort personnel; il suffit de vouloir avec persévérance, et il se rendra.

(Voir pour plus de détails *l'Enseignement chrétien* de juillet 1922)

P. Chr. Favre.

Bücherecke.

Schott, Anselm O. S. B., Das Meßbuch der heiligen Kirche. Lateinisch und deutsch mit liturgischen Erklärungen. Vollständige Neubearbeitung durch Mönche der Erzabtei Beuron. 22. Auflage. 298.—323. Tausend. Freiburg im Br. Herder u. Co.

An Gebetbüchern besteht kein Mangel. Wir wollen nicht reden von jenen minderwertigen Produkten, welche besser nie die Presse verlassen hätten; auch unter den Gebetbüchern, die sich sehen lassen dürfen, sind manche zu subjektiv gehalten, heben Nebensächliches in den Mittelpunkt, leiten ihre Benutzer zu einem Gebetsleben an, das mit demjenigen der Kirche nur in ganz losem Zusammenhang steht. So ist es gekommen, daß man mit Recht nur noch von einem Beiwohnen oder Anhören der Messe spricht, daß das Bewußtsein des Mitfeierns, des Mitopferns stark verblaßt ist. Während der Gläubige des christlichen Altertums *mit* der Kirche betete, hat sich später das Gebet des Volkes vom Gebet der Kirche getrennt. Erfreulicherweise ist man seit einiger Zeit bemüht, das „Sentire cum ecclesia" auch auf diesem Gebiete wieder zu verwirklichen. Zweifelsohne bietet dabei der Gebrauch des Lateinischen als Kirchensprache gewisse Schwierigkeiten. Gerade das Buch, das wir hier zur Anzeige bringen, will ihnen abhelfen und demjenigen, der des Lateinischen nicht kundig ist, die Möglichkeit geben, das hl. Opfer mit dem Priester darzubringen. Schon die Nachfrage — Schott ist in 300'000 Exemplaren in die Welt gegangen — läßt erkennen, daß das Buch einem dringenden Bedürfnis entsprochen hat. Die neueste Auflage, die sich an die Neuausgabe des römischen Missale anschließt, weist wesentliche Vermehrungen und Verbesserungen auf. Die einleitenden Abschnitte von Lehre und Geschichte der hl. Messe, von den liturgischen Gewändern, Farben, Geräten, Zeiten usw. sind wahre Kabinettsstücke. Auch die Einführungen zu einzelnen Zeitabschnitten und Festen, die erklärenden Anmerkungen, die Heraushebung des Gedankens jeder Messe, durch die sich die neue Auflage besonders auszeichnet, lassen erkennen, daß da Männer an der Arbeit waren, denen das Missale durch wissenschaftliche Forschung und liebendes Erleben innerstes Seelengut geworden ist.

Das Gleiche soll es durch diese deutsche Ausgabe auch unserm Volke werden: insbesondere sollten Chorleiter und Sänger nach ihr greifen, um ihren Dienst mit Verständnis zu tun. Selbst der Priester kann aus manchem Hinweis fruchtbare Anregungen schöpfen. Hier möchten wir freilich in erster Linie die Mittelschüler und zwar alle, nicht bloß die Gymnasiasten unserer katholischen Anstalten, auf das treffliche Buch hinweisen. Ich halte es für richtiger, auch den Lateinschülern zuerst den „Schott" in die Hand zu geben und nicht die Handausgabe des Missale selbst. Er bildet die passende Einführung. Sonst ist die Gefahr vorhanden, daß besonders Schüler der unteren Klassen, auch wenn sie in Religionsunterricht und Katechese auf die führenden liturgischen Gedanken aufmerksam gemacht werden, ihr höchstes Ziel darin erblicken, alles zu finden, was der Priester spricht und singt.

Oft hört man klagen, daß gebildete Katholiken am gemeinsamen feierlichen Pfarrgottesdienst keinen Geschmack finden, daß sie sich mit einer raschen Stillmesse begnügen, bei der sie offensichtlich gelangweilt mit den Händen in der Manteltasche in einem Stuhle lehnen. Liegt nicht vielleicht ein Grund darin, daß sie nie gelernt haben zu verkosten, wie süß der Herr denen ist, die an der Hand der Kirche sein Leben mitleben.

B. E.

8. Jahrgang. Nr. 7. 2. Nov. 1922

Mittelschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Philologisch-historische Ausgabe

Schriftleitung: Dr. P. Bonavent. Egger, Engelberg

Inhalt: Der Zürcher Milchsegen. — Neues und Altes zur Willensfreiheit. — Zunftstube. — Bücherecke.

Der Zürcher Milchsegen.

Von P. Alban Stöckli, Stans.

Der althochdeutsche Zauberspruch, der unter diesem Namen geht, ist bekannt. In der ersten Auflage des Lesebuches für Schweizer-Gymnasien von Gadient-Moser-Banz, Unterstufe, hatte er auch ein Plätzchen gefunden, in der neuen Auflage ist er mit andern alt- und mittelhochdeutschen Proben verschwunden. Nichtsdestoweniger lohnt es sich dem seltenen Gast im folgenden etwas näherzutreten, bildet er doch nach Inhalt und Form ein typisches Musterbeispiel unserer ältesten Poesie, und wenn auch die untern Klassen damit wenig anzufangen wußten, so bietet er dafür ein dankbares Exerzierfeld für die Literatur- und Sprachgeschichte in den obern Klassen.

Wola, wiht, taz tu weizt, taz du wiht heizist,
taz tûne weizt noh ne chanst cheden chuospinci.

So lautet der Text bei Schauffler, althochdeutsche Literatur. Nach näherer Angabe stammt er aus einer jetzt verlorenen St. Galler Handschrift. Lehmann, der den Spruch ebenfalls bringt in seinem Werk „Die gute alte Zeit“ ist der Ansicht, ein St. Galler Mönch hätte den Spruch wohl von einem Sennen gehört und ihn der Aufzeichnung wert erachtet, eine Annahme, gegen die man wohl kaum etwas einwenden kann.

Der Zauberspruch oder Zaubersegen ist eine gemeingermanische Erscheinung. Er besteht ursprünglich in einer Anrede an die Dinge, deren man sich zum Zauber bedient, oder dann in einer Anrede oder Verwahrung an die Dinge, die dem Zauber ausgesetzt sind, um sie vor der Macht des Zaubers zu schützen und sie in seine Gewalt zu bekommen. Die Form dieser Rede ist in der Regel rhythmisch und gestabt, wie man dies bei den beiden Merseburger Zaubersprüchen findet. Doch verrät der epische Eingang bei den letztgenannten eine dichterische Weiterbildung oder gar fremde Beeinflussung, die dem ursprünglichen Zauberspruch fremd war. Der Zürcher Milchsegen dagegen zeigt die ursprüngliche Form des germanischen Zauberspruchs. Er enthält nichts als die Verwahrung gegen den zu bannenden Dämon. Dieser Dämon, der es darauf abgesehen hat, die Milch zu verderben, ist als Wicht angenommen, got. waiht. Wicht ist ein Kobold (dem Koben hold = Hausgeist), ein geisterhaftes Wesen mit dem Nebenbegriff der Winzigkeit. Nicht ausgeschlossen ist, daß es sich um die Seele eines Abgestorbenen handelt, denn auch diese konnten nach dem Glauben der Germanen zurückkehren und übel hausen. Ja selbst die Leiche oder die Asche des Toten konnte zum Verhängnis werden. So heißt es in der Eyrbyggja saga, daß eine Kuh von der Asche eines Spukwesens geleckt und daß der böse Geist in das Kalb gefahren sei, das sie bald darauf geworfen. Daß man es aber für notwendig erachtete, besonders die Milch vor dem Einfluß böser Geister zu feihen, mag seinen Grund haben in den vielen Fährlichkeiten, denen dieses wichtige Nahrungsmittel ausgesetzt ist durch Gerinnen oder Gebrochenwerden. Und da diese Unfälle sich vorzüglich bei Wetterumschlag und Gewittertemperatur einstellen, konnte man um so eher auf einen Zusammenhang mit bösen Geistern schließen. Denn das Gewitter war ja dem Germanen der große Kampf Donars, eine eigentliche Götter- und

Geisterschlacht. Auch steckt jetzt noch mancher Aberglaube da und dort im Volke, der besonders das Vieh und die Milch dem Zauber unterworfen hält. So sollen „böse Leute“ bewirken können, daß das Vieh galt geht, und die Zigeuner sollen es sogar fertig bringen, daß die Kühe rote Milch geben.

Während nun die meisten der uns erhaltenen Zaubersprüche, um den Dämon zu bannen, Heidnisches und Christliches seltsam mischen oder schon vorwiegend christliches Gepräge zeigen, wie der Lorscher Bienensegen, der Weingartner Reisesegen und der Wiener Hundesegen, fehlt ein solcher christlicher Anklang dem Zürcher Milchsegen gänzlich. Er ist ganz heidnisch. Das erhellt besonders, wenn man bedenkt, wie der böse Dämon hier gebannt oder unschädlich gemacht werden soll, nämlich durch Nennung seines Namens. Es ist nämlich eine uralte mythologische Anschauung unter den Germanen, daß das Spuk- oder Geisterwesen in die Gewalt des Menschen kommt, wenn er es irgendwie greifen und fassen kann. So müssen die Schwanenjungfrauen Wieland und seinen Brüdern folgen, nachdem diese sich der abgelegten Schwanenhemden bemächtigt haben. Dieser Glaube erscheint uns auch heute noch in verschiedenen Glockensagen. So berichtet Johann Pesch in seinem Buch „Die Glocke in Geschichte und Sage“ von versunkenen Glocken, die in der Mittagszeit emportauchen und an die Oberfläche gebannt werden können, indem man sie mit einem Tuch bedeckt. Erscheint nun aber der Spuk nicht in körperlicher Gestalt, so muß er auf andere, geistige Weise, gefaßt werden, und das geschieht durch Nennung seines Namens. Diese Vorstellung hat gar nichts so Abstruses an sich, als es auf den ersten Blick scheinen könnte. Wir fühlen uns ja auch heute noch schon geschützt, wenn wir die Ursache eines Uebels, das im Finstern schleicht, erkannt haben. Noch mehr wird dies der Fall sein, wenn die Ursache des Uebels ein vernünftiges Wesen ist, und wir dem Feind intimieren, daß er erkannt ist. Es ist ungefähr dasselbe, wie wenn einer nächtlicherweile überfallen wird, er kennt aber den Angreifer und ruft den Fliehenden beim Namen. Dieser wird, da er sich erkannt sieht, sich hüten mit dem andern wieder zusammenzutreffen. Dementsprechend hätten wir uns die Situation ungefähr so vorzustellen, daß der Hirt oder Senne bei einbrechender Nacht noch in den Milchkeller tritt und über die gefüllten Mulchen besagten Segen spricht, worin er dem Dämon in Erinnerung bringt, daß er erkannt sei um ihn auf solche Weise von Schadenwirkung abzuhalten. Mit dieser Erklärung läßt sich auch die Ueberschrift des Spruches vereinen: ad signandum domum contra diabolum. Wenn wir hier einen speziellen Teil des Hauses, den Milchgaden, ins Auge fassen, so hat das eben seinen Grund in dem Wort chuospinci, wie noch zu erklären ist.

Das zum Inhalt des Spruches. Aber auch die Form ist nicht ohne Interesse. Einen eigentlichen Rhythmus finden wir freilich in dem Spruche nicht, wohl aber treffen wir darin das Urelement der germanischen Poesie, den Stabreim.

Wola **w**iht taz tu **w**eizt
taz tu **w**iht heizist,
taz tûne weizt noh ne **ch**anst
cheden **ch**uospinci.

Wohl (dir) Wicht, daß du weißt,
daß du Wicht heißest,
daß du nicht weißt noch kannst
sprechen: Kuhmilch.

Eine besondere Ausbeute bietet der Spruch für die Sprachgeschichte. Abgesehen davon, daß man im ersten Wort „wola“ ein Beispiel hat für die klangvollen Endvokale des Althochdeutschen, die im Mittelhochdeutschen zu unbetontem e verkümmern und im Neuhochdeutschen ganz verschwinden, sind es besonders die beiden Worte cheden und chuospinci, die das sprachgeschichtliche Interesse herausfordern.

Cheden, got. quithan, hat sich in den modernen Sprachen nur noch erhalten im eng. verb. def. quoth = reden, antworten, im Dänischen kvaede = singen und vielleicht im nhd. quatschen. Dagegen findet sich das Wort im ahd. als Infinitiv quedan = sagen, sprechen. In Notkers Psalmenübersetzung liest man: Pestis chît latine pecora sternens. In dieser Form hat sich das Wort im ostschweizerischen Dialekt erhalten: Es chit guet = es tönt gut. Auch das Wort chûte ist teilweise ein Synonym und Verwandtes zum gleichen Stamm.

Noch fremder und unverständlicher mutet das Wort „chuospinci“ an, und doch hat auch dieses Wort im jetzigen Deutsch noch manchen Vetter. Chuospinci scheint eine singuläre, dialektische oder fehlerhafte Form für chuospunni zu sein. Lehmann ersetzt es darum gerade durch chuospunni und Schauff-

er setzt es letzterem gleich. Spunni oder gespunne heißt im ahd. Milch. Das mhd. Lexikon von Lexer gibt von gespünne zwei Uebersetzungen: Muttermilch und Gespinnst. Das Wort rettete sich auch ins nhd. hinüber als Gespün. So heißt es noch in einer Beschreibung des Heiligen Landes, die zu Wien im Jahre 1692 erschien: „Nicht weniger befindet sich in selbiger Gegend eine Höhle unter der Erden, so einen schwerlichen Zugang, inwendig ist sie etwas breit und ziemlich lang, darinnen die allerseligste Jungfrau Maria mit ihrem liebsten Kindlein Jesu verborgen gelegen, als der heilige Joseph sich mit notwendigen Mitteln, in Egypten zu raisen, verfaßt gemacht hat. In diesem Ort hat Maria ihre jungfräuliche Millich an den harten Felsen gespritzt, welcher ganz weiß und weich, auf den heutigen Tag bei Christen und Türken in allerhand anliegen große Miracula thut, besonders aber bekombt die Erden wohl den Weibern, so ihre Gespün verloren (darvon ein wenig eingenommen) bekommen alsobald den überfließig Gespün oder Millich."

Der Stamm dieses Wortes ist zu finden im ahd. spenan = ziehen. Daraus entwickeln sich zwei verwandte Bedeutungen: saugen und locken. Die erste Bedeutung finden wir, in Spanferkel = Saugferkel, und in Gespan = Milchbruder. Die zweite Bedeutung tritt uns schon in den Glossarien entgegen, wo orator (hortator) mit spanari widergegeben wird. Ebenso ist das Wort Gespenst auf die Bedeutung verlocken zurückzuführen, während abspenstig, widerspenstig (spenen und spennen = entwöhnen) auf die erste Bedeutung zurückgehen.

So verbirgt sich also in den zwei Zeilen des Spruches eine Fülle ethymologischen Stoffes, der richtig gehoben, manchem Schüler der Oberstufe und Lyzeisten Grund zum Nachdenken bietet, den Sinn für die Sprachgeschichte weckt und nicht zuletzt die Achtung vor dem Dialekt steigert, der in seinem Wortschatz oft die Brücke schlägt zu manchem Unbekannten aus der grauen Vorzeit.

Neues und Altes zur Willensfreiheit.

Von Dr. P. Karl Schmid O. S. B., Engelberg.

(Fortsetzung statt Schluß.)

Das Problem, bei dessen Lösung Jodl zu einem negativen, ja vernichtenden Resultat gekommen ist, weil er freilich nur ein unkenntliches Zerrbild der wahren Freiheit bekämpfte, interessierte auch schon die denkenden Geister früherer Jahrhunderte. Das Mittelalter fand jedoch dank der klaren Richtlinien, die ihm der Glaube bot, den Weg zum positiven Ziele. So erstanden der menschlichen Willensfreiheit in den Geisteshelden jener Zeiten wahrhaft ritterliche Verteidiger. Doch fehlten auch die Gegner nicht. Astrologie und ähnlicher Unfug, der von Spanien her durchsickernde arabische Fatalismus, ja schon die Schwierigkeiten, welche eine Beobachtung der alltäglichen Erscheinungen des Menschenlebens bot, konnten Argumente gegen die Freiheit des menschlichen Wollens und Handelns liefern. Oder sieht man z. B. nicht, daß die Menschen tatsächlich nach ihren Launen, nach den meist lockenden Vorstellungen, nach Temperament und Disposition ihre Entscheidungen treffen, daß also sehr viele Faktoren von außen den Menschen nur zu oft entscheidend beeinflussen? Wo bleibt da die Freiheit noch? So mußte sich auch der hl. Thomas fragen, den wir als Fürst und Führer der damaligen Geisteskämpfe verehren. Auch hatte er sein Auge nicht geschlossen vor den Schwierigkeiten, die sich gegen die Willensfreiheit erheben. Und doch ist er unentwegt und furchtlos für sie eingestanden. Es lohnt sich daher wohl der Mühe, auf seine Ausführungen etwas einzugehen und das Kriterium ins Auge zu fassen, mit dem er zuerst positiv die tatsächliche Existenz der menschlichen Willensfreiheit unfehlbar und unerschütterlich sicherstellt, und dessen er sich dann auch bedient, um kritisch die Argumente des Determinismus zu würdigen, ihnen die Stoßkraft zu nehmen und ihren Wahrheitsgehalt herauszuschälen. Denn — und das darf jetzt schon betont werden — auch dieser Irrtum birgt ein schönes Körnchen Wahrheit, eines, das speziell in Pädagogenkreisen oft mehr Beachtung verdiente.

Beim Charakterdeterminismus liegt der springende Punkt in der Bestimmungskraft der Motive, d. h. der Triebvorstellungen und Gefühle. Infolgedessen müssen wir auch beim hl. Thomas auf die diesbezügliche Lehre näher eingehen. Da mag es

nun manchen eigentümlich anmuten zu vernehmen, daß der hl. Thomas psychologisch feiner und tiefer analysiert als die Modernen, und das, obwohl die Psychologie das Schoßkind der modernen Philosophie bildet und Analysen und Beobachtungen bei ihr den weitesten Raum einnehmen, und ungeachtet auch des Vorwurfes, der letztes Jahr selbst von befreundeter Seite dem hl. Thomas gemacht worden ist, die Psychologie sei in der mittelalterlichen Scholastik ein vernachlässigtes Gebiet gewesen.

Wenn der hl. Thomas die Freiheit unserer Willensentscheide beweisen und psychologisch erklären will, so betont er zuerst scharf den Unterschied zwischen sinnlicher Phantasievorstellung und geistiger Verstandesidee. Damit bekommt der Verstand sein wichtiges und großes Wirkungsfeld. Der Wille wird jetzt nicht mehr unmittelbar von den Vorstellungen und Gefühlen beeinflußt. Dazwischen tritt der Verstand, sein Urteil und seine Motive. An die Stelle des direkten und unmittelbaren Vorstellungsablaufes tritt eine aktive Ueberlegung und ein selbständiger Vernunftschluß.

Gemäß dem Grundsatz „Agere sequitur esse" kann aber nur der überlegen, der selbst überlegen ist; und diese Bedingung wird von Verstand und Wille tatsächlich erfüllt. Sie sollen über den vorliegenden konkreten, individuellen Tatbestand und die zu setzende Handlung, über deren moralische Güte usw. überlegen. Sie selbst aber sind geistige und damit allgemeine Fähigkeiten, eingestellt auf das Wahre und Gute in seiner unbeschränkten Allgemeinheit. Das Verstandesauge ist offen für alles Sein, und der Wille wird erst gesättigt durch die wesenhafte Güte. Der vorliegende Tatbestand und die zu setzende Handlung haben dagegen, wie alles hier auf Erden, ihre zwei Seiten; es läßt sich vielleicht manches Für, oft aber auch manches Wider geltend machen, und die lockenden Beweggründe, die vielleicht große Güte der Handlung ist immerhin eine bloß partikuläre, endliche, beschränkte. Infolgedessen kann der Verstand dank seiner Allgemeinheit und Ueberlegenheit den Tatbestand und die vorliegende Handlung von verschiedenen Seiten ins Auge fassen. Er kann das Für und Wider erwägen, kann auch die Triebvorstellungen und Gefühle verarbeiten und sie so zu Willensmotiven machen. Denn an sich bilden sie bloß das Rohmaterial dazu. Erst der Denkinhalt des Verstandes verdient den Namen Motiv.

Allein auch diese Vernunftmotive, die jetzt auf den Willen einwirken, schädigen die Freiheit nicht. Denn an sich sind auch sie partikulär, sie bergen in sich bloß die beschränkte Güte der zu setzenden Handlung. Die Ueberlegung findet daher rein objektiv betrachtet keinen Abschluß; keine der beiden Seiten ist ja aus sich allein imstande, einen Entscheid des Verstandes und damit eine Wahl des Willens herbeizuführen. Beide bleiben indifferent.

Dieser Ausdruck will also durchaus nicht sagen, die Motive üben auf den Willen keine Anziehungskraft aus, noch auch, ihr Einfluß sei stets auf beiden Seiten gleich stark. Das wäre eine Indifferenz, wie sie das Leben wohl nie bieten könnte. Und doch kann man dieser übertriebenen Auffassung bei allzu eifrigen Verfechtern der Willensfreiheit auch heute noch begegnen. In Wirklichkeit ist die zur Freiheit nötige Indifferenz des praktischen Urteils und des Willens schon vorhanden, wenn und weil die konkreten Einzelmotive unzureichend sind, aus sich einen eindeutigen Entscheid zu bewirken und den Willen zur Tat zu bewegen.

Und daß diese Indifferenz im menschlichen Denken, Wollen und Handeln wirklich da sein muß, dafür ist uns die Existenz einer geistigen Seele im Menschen Garantie genug. Denn daraus resultieren naturnotwendig die Geisteskräfte Verstand und Wille und diese sind in der eben geschilderten Weise den Einflüssen der Sinnlichkeit überlegen. Es bleibt darum nur die eine Wahl: Entweder die menschliche Willensfreiheit als logisch und psychologisch notwendige Konsequenz aus der geistigen Menschenseele anerkennen und daran festhalten, auch trotz allfälliger Schwierigkeiten, oder dann mit der Leugnung der Willensfreiheit konsequent auch die Geistigkeit der Menschenseele verwerfen und den Menschen prinzipiell mit dem Tiere auf eine Stufe stellen.

Verfolgen wir die Analyse des freien Entscheides weiter, so kommen wir nun zu jener Phase, wo sich auf dem Fundamente der objektiven Indifferenz die praktische Entscheidung aufbaut, wo aus den objektiv gebotenen Prämissen einer der beiden möglichen Schlüsse tatsächlich gezogen wird. Weil alle Beweggründe, die sich aus den vorliegenden Verhältnissen, ihrem lockenden Genusse usw. ergeben, aus sich allein keine endgültige Entscheidung herbeiführen kön-

nen, muß dazu noch ein letzter, entscheidender Beweggrund, das Motiv kat-exochen treten. Und dieses muß, um seine Aufgabe erfüllen und den geistigen Willen tatsächlich bestimmen zu können, einer höheren Ordnung angehören als die konkreten Einzelmotive. Es muß selbst auf der Höhe des Allgemeinen stehen; und das ist der Zweck. Durch das erste Zweckstreben, das jeder freien Wahl notwendig vorangehen muß, wird der Wille in lebensvolle Verbindung gesetzt mit dem Zwecke, zu dessen Höhe erhoben, nimmt Teil an dessen Aktivität gegenüber allen Mitteln und wird inbezug auf dieselben so überlegen und unabhängig, wie es dem Zwecke eigen ist. Der Handelnde selbst ist es also, der die Brauchbarkeit der verschiedenen vorliegenden Mittel und Wege in der Ueberlegung erwägt, letztere dadurch beendigt, daß er eines der Mittel heraushebt, um es hic et nunc zu verwenden und so in wirklicher Selbstbestimmung den letzten Ausschlag gibt, wohl bewußt, daß er dank seines überlegenen Zweckstrebens und der Ueberlegungsfähigkeit seiner geistigen Vernunft den Entscheid auch anders, vielleicht gerade entgegengesetzt, treffen könnte.

Mit dieser positiven Darlegung ist eigentlich auch die kritische Arbeit an den Ausführungen Jodls im Prinzip und in der Hauptsache schon geleistet. Denn im Keime liegt da bereits alles drin, dessen wir bedürfen, um zu Jodl Stellung nehmen, seine Argumente entkräften und richtig auslegen zu können. Wer nämlich dem Menschen noch die Geisteskräfte, Verstand und Willen, zuerkennt, der muß auch deren wesentliche Ueberlegenheit über alles Niedere, Sinnliche zugeben; er muß diesen Fähigkeiten auch ihre eigenen, ihnen entsprechenden Objekte, wahrhaft allgemeine Ideen und überlegene Zwecke zuerkennen; er darf endlich auch die Konsequenz aus beiden Punkten, die naturnotwendige Eigenschaft des überlegenden Verstandes und des geistigen Strebens gegenüber partikulären Objekten und Akten, die Wahlfreiheit, nicht in Abrede stellen.

Weil ferner die Vorstellungen und Gefühle des sinnlichen Teiles nicht direkt und unmittelbar ursächlich auf den Willen einwirken, verdienen sie nicht den Namen Motive. Ein Ausdruck wie „Motive, d. h. Vorstellungen und Gefühle" muß daher als grober Schnitzer gegen Logik und Psychologie taxiert werden. Zu seiner Entschuldigung ist freilich wohl zu beachten, wie überaus enge Vorstellungen und Ideen, sinnliche Lockungen und Willensmotive im Menschen stets verknüpft sind. „Nihil sine phantasmate intelligit anima, die Seele erkennt nichts ohne Phantasievorstellung," war schon der Grundsatz des alten Aristoteles, und der hl. Thomas ist dessen entschiedenster Verteidiger gegen alle platonisierenden Tendenzen seiner Zeit. Ferner darf man zur Entschuldigung der heute allgemein grassierenden Vermengung von Phantasma und Idee auch den Einfluß Kants nicht übersehen, der dem Verstande kein eigenes Objekt mehr läßt.

In Wirklichkeit werden also die Vorstellungen und Gefühle zuerst vom Verstande verarbeitet und zu Motiven, d. h. Beweggründen für den Willen gemacht. Aber auch jetzt noch ist ihr Einfluß weder determinierend noch überhaupt freiheitsfeindlich. Nicht determinierend ist er, weil, wie wir gesehen haben, die in der Handlung und den Verhältnissen liegenden Gründe, alles also, was aus den Vorstellungen und Gefühlen kommt, unfähig ist eine Entscheidung herbeizuführen, den Willen vielmehr indifferent läßt. Nicht freiheitsfeindlich sind die Motive, weil Freiheit nicht Ursachlosigkeit ist. Das ist wohl die verderblichste Illusion, der alle heutigen Deterministen zum Opfer fallen. Der Entscheid wird ja gefällt in Kraft des Zweckstrebens; eines der Mittel wird ergriffen, weil es zweckdienlich ist, weil der Verstand dessen Zusammenhang mit dem Zweck einsieht und darum definitiv an ihm festhält. Und dieser Entscheid ist frei, nicht weil ursach- und grundlos, sondern weil in überlegener Weise begründet, weil seine Ursache nicht bloß der Wirkung direkt proportioniert sondern derart überlegen ist, daß sie zugleich noch die Kraft besitzt zu anderen, auch gegenteiligen Wirkungen. So verhält sich das Motiv des Zweckes, das Hauptmotiv, zum Entscheid. Man darf es daher auch in Bezug auf die Wirkungsweise nicht über einen Leist schlagen mit den Vorstellungen und Gefühlen. Denn die Triebvorstellungen sind wirklich proportionierte und darum nicht frei wirkende Ursachen in Bezug auf die sinnlichen Kräfte.

Gleich wie das Hauptmotiv, nämlich die Freiheit begründend und fördernd, verhalten sich auch die individuellen Einzelmotive, welche in der Handlung an sich liegen. Denn sie bilden die Vermittler zwischen Zweck-

streben und Entscheid oder Tat, sie stellen den Kontakt her, indem in ihnen und durch sie der Zweck den Willen zum Entscheide bringt. Jodl und mit ihm viele Deterministen fassen nur die Einzelmotive ins Auge und behandeln sie gleich wie die Vorstellungen und Gefühle. Nur aus diesem Grunde können sie schreiben, der Entscheid sei „die notwendige Resultante sämtlicher innerer und äußerer Verhältnisse". Sobald man dagegen den Zweck mit seiner Ueberlegenheit und den Verstand mit seiner Ueberlegung ebenfalls berücksichtigt, geht das nicht mehr.

Für einen, der weiß, wie der freie Entscheid im Zweckstreben des Willens und in der Ueberlegung der Vernunft verankert ist, verliert die Freiheit auch den Charakter des rein Willkürlichen und Unberechenbaren. Denn der Verstand ist die Fähigkeit verständig und vernünftig zu handeln. Je mehr daher er selbst Prinzip des freien Entscheides ist, je vollkommener dieser die Frucht vernünftiger Ueberlegung ist, um so freier und zugleich um so vernünftiger wird der Entschluß. Also gilt der Grundsatz: Gerade je freier, desto vernünftiger, nicht aber umgekehrt: Je freier, desto unvernünftiger. Infolgedessen sind alle Beweise, die Jodl gegen die Freiheit ins Feld führt aus dem praktischen Leben mit seinen Bedürfnissen, nach denen wir uns offensichtlich richten, aus dem Verkehr der Menschen, wo wir auf die Wirksamkeit der Motive zählen, usw., durchaus nicht stichhaltig. Gewiß „beruht aller Verkehr der Menschen untereinander auf der stillschweigenden Anerkennung des Gesetzes von Ursache und Wirkung, und er würde aufhören, wenn die Menschen nicht auf das Auftreten und Wirken bestimmter Motive unter bestimmten Ursachen schließen und ein bestimmtes Handeln oder Unterlassen erwarten könnten" (Jodl 289). Auch wir unterstreichen diesen Satz und zwar gerade gestützt auf die Freiheit, deren Wurzeln in der Vernunft ruhen. Die Befürchtungen, welche Jodl und andere vor einem Leben und Verkehr „freier" Menschen hegen, treffen nur jene Mißgeburt, nur jenes Zerrbild der Freiheit, die, im blinden, zügellosen Willen allein verankert, absolut keine Rücksichten weder auf Bedürfnisse noch auf Rechte kennt, die nicht den edlen Namen Freiheit verdient, sondern als brutaler Bolschewismus bezeichnet werden muß und die nicht einmal dort voll und ganz verwirklicht werden kann, weil sie, konsequent durchgeführt, sich selbst vernichten würde. — Die gleichen Prinzipien entkräften auch Jodls Argument aus der bestimmten Vorhersage künftiger, angeblich freier Handlungen. Es muß doch gewiß jeder vernünftige Leser etwas stutzig werden, wenn Jodl es in ganz gleicher Weise für unmöglich erklärt, daß ein Freund die Treue breche, ja daß ein Mann bei großen äußeren Versuchungen einer schweren Ausschweifung zum Opfer falle, und daß ein Magnet, ohne aufzuhören Magnet zu sein, einmal nicht Eisen anziehe. Jedermann, der nüchtern den Tatsachen ins Auge blickt, weiß doch zu unterscheiden zwischen diesen beiden Unmöglichkeiten, zwischen Treubruch und Wunder. Es fällt wohl schwerlich einem ein, eine moralische Ungeheuerlichkeit, und sei sie noch so überraschend, für ein Wunder, d. h. für die Aufhebung der auf den Naturgesetzen beruhenden Notwendigkeit zu halten. Und gerade der ungläubigen Wissenschaft sollte dieser Unterschied am ehesten in die Augen springen, da sie die Naturgesetze für absolut notwendig und Wunder für absolut unmöglich erklärt, den Bruch der Freundestreue aber gewiß als tatsächliche, bittere Wahrheit aus den Erfahrungen des täglichen Lebens kennen muß.

Ebenso würde sich wohl bezüglich der Ausführungen von Ebbinghaus jeder edle Wohltäter dagegen wehren, wenn man seine Gabe nur in dem Sinne seine freie Tat nennen würde, wie man vom Pferde sagt, es springe frei auf der Wiese herum. Die bisherigen Ausführungen haben zur Genüge dargelegt, daß nur im metaphorischen Sinne auf das Tier und auf den Bach übertragen wird, was sich in einem wesentlich anderen, höheren und eigentlichen Sinne beim Menschen findet.

Kurz und gut, alle Faktoren und Momente, die als Beweggründe auf den Willen einwirken, vernichten die Freiheit nicht, ja im Gegenteil sie fördern und stärken sie, sofern sie vernünftig erfaßt werden. Allein die Beobachtungen des täglichen Lebens lehren uns, daß letzteres leider nicht immer der Fall ist. Denn die Menschen treffen oft auch unvernünftige Entscheide. Man kann feststellen, daß sich viele offensichtlich von äußeren Einflüssen, von ihren Launen, Neigungen und Leidenschaften bestimmen, ja fortreißen lassen; also schließt man, sind es doch die äußeren, niederen Faktoren, die das entscheidende Wort gesprochen haben, die Ver-

nunft war nicht dabei. Was ist davon zu halten? Es handelt sich hier um Tatsachen, die man im täglichen Leben nicht lange suchen muß. Und wenn Jodl dieses Argument auch nirgends ausdrücklich in den Vordergrund stellt, so liegt es doch verborgen seiner ganzen Auffassung und Beweisführung zugrunde. Er nennt ja den Entscheid die „notwendige Resultante des Zusammenwirkens sämtlicher innerer und äußerer Verhältnisse", oder „des Zusammenwirkens von Motiven und Charakter", und unter Motiven versteht er Triebvorstellungen und Gefühle.

Der hl. Thomas findet die erwähnten Tatsachen sehr selbstverständlich. Er ist ein nüchterner Realist, der das Leben und die Menschen nimmt, wie sie sind. Ganz abgesehen von den schlimmen Folgen der Erbsünde dürfen wir ja nicht vergessen, daß die menschliche Natur die unterste Stufe der geistigen und freien Wesen einnimmt, daß der Mensch sämtliches Material und alle Anregung zum Denken, Wollen und Handeln von außen, aus der materiellen Sinnenwelt beziehen muß. Und die Sinnenwelt trifft natürlich immer zuerst die Sinneskräfte, wirkt hier sofort, mühelos und heftig. Der Verstand dagegen muß, um in sein eigenes Stoffgebiet zu gelangen, selbst allmählich in die Tiefe dringen. Seine eigenen, zu bestimmten Urteilen formulierten Erkenntnisse kosten Arbeit. Dazu ist er jedoch häufig zu träge. Es behagt ihm oft besser, seinen Entscheid bloß passiv nach dem zu bilden, was die Sinnlichkeit ihm vorschwatzt. Er achtet nur auf das, was sie mit kräftigen Farben aufträgt; was sie dagegen in den Hintergrund drängt, abschwächt und vertuscht, dafür interessiert auch er sich nicht sonderlich. Statt deshalb selbständig und kritisch das von der Sinnlichkeit gebotene Material zu sichten und vernünftig zu würdigen, beurteilt er die Situation einfach wie ein träger Direktor, der zu allem, was die dienstbaren Geister referierend vorlegen und vorschlagen, Ja und Amen nickt. So kommt es, daß auch der Verstand die Motive einfach bewertet nach der Lebhaftigkeit der Sinneseindrücke und nach dem Ton, den die Affekte den Vorstellungen verleihen. Damit fällt der praktische Entscheid natürlich zugunsten der lebendigsten Vorstellung und gemäß dem Drängen des mächtigsten Gefühles aus. Dieser freie Wille ist ein schwächlicher, terrorisierter Herr, dem die Untergebenen diktieren, was er zu befehlen habe; statt daß er selbst als Herr im Hause seine Dienerschaft, die Sinnlichkeit, mit starker Hand nach seinem Willen und Plan lenken würde, folgt er umgekehrt all ihren Launen.

Beschämend für die Menschheit und zugleich irreführend für den Beobachter ist nun der Umstand, daß verhältnismäßig wenige sich von der Tyrannei der Sinnlichkeit losmachen. Mit einem Anflug von Humor verweist der hl. Thomas diesbezüglich auf die Hl. Schrift (Eccl. 1, 15): „Der Toren sind unzählbar viele." An vielen Stellen seiner Werke kommt er auf diese Frage zu sprechen und immer löst er sie gleich: Nur verhältnismäßig gering ist die Zahl der „Weisen" (sapientes), d. h. jener, bei denen wirklich die Vernunft vollkommen die Herrschaft führt, bei denen die Schärfe und Urteilskraft des Verstandes, sowie die Energie und Festigkeit des Willens so weit entwickelt sind, daß sie in allen ihren Entscheiden kraftvoll auf den Füßen der eigenen Grundsätze und Zwecke stehen, alles wirklich vernünftig beurteilen und die Sinnlichkeit samt ihren Eindrücken, Vorstellungen und Neigungen in ihrem Dienste halten. (Vgl. S. theol. I—II q. 77. a. 1, S. c. Gent. 3. c. 154, Q. disp. de verit. 22. a. 9 ad 2.)

Wer darum das Gros der Durchschnittsmenschen und vor allem die breiten Massen ins Auge faßt und ihr Handeln nur obenhin betrachtet, kommt zum Schluß, bei den Entscheiden und Handlungen der Menschen spielen die sinnlichen Faktoren die entscheidende Rolle. Allein es ist vollkommen ungerechtfertigt und durchaus unberechtigt, wenn der psychologische Determinismus daraus Kapital schlagen will zu Gunsten seiner These. Vorerst fragen wir, was er sage zu jenen wirklichen Charakteren und Persönlichkeiten, zu jenen „sapientes", deren Handeln stets deutlich die kraftvolle herrschende Vernunft hervorleuchten läßt? Oder wie er die herrlichen Triumphe erkläre, die unsere christlichen Martyrer mit ihrem starken, von der Gnade gestählten Willen nicht nur über die Tyrannen, sondern vor allem über die heftigen Angriffe der Sinnlichkeit, über die grausamsten Schmerzen und die natürlich größte Furcht, die Angst vor dem Tode errungen haben. Das waren nicht bloß Triumphe des christlichen Glaubens, sondern auch Martyrien, Zeugnisse für die Existenz eines selbständig, frei und kraftvoll herrschenden Willens. Dann aber gehen wir

auch auf den großen Haufen der träge Nachgebenden selbst ein und fragen, wie es sich hier verhalte mit dem entscheidenden Kriterium der Freiheit. Bevor man von wirklichem Determinismus reden darf, muß feststehen, daß der endgültige Vernunftentscheid verunmöglicht und ausgeschlossen ist. Und da stellt es sich heraus, daß der Einfluß der Sinnlichkeit, so wie er bei den Durchschnittsmenschen im ordinären Leben sich geltend macht und gewöhnlich von praktischem Erfolg begleitet ist, die Vernunft und ihre Ueberlegung nicht ausschließt. Es handelt sich, wie bereits oben geschildert wurde, um ein frei nachgebendes Sichbestimmenlassen. Die Einflüsse der Sinnlichkeit zwingen Verstand und Willen nicht, bestimmen sie auch nicht naturnotwendig, wie Jodl meint, sondern bringen sie dazu, dem Ansturme zu weichen, keinen Gebrauch zu machen von ihrer tatsächlich vorhandenen Herrschaft und Widerstandskraft. (Schluß folgt.)

Zunftstube.

Zum Preise Vergils. Unter den Beilagen, die J. Schlecht einem Aufsatz über „Lob- und Spottgedichte Ingolstädter Humanisten" (Hist. Jahrbuch der Görres-Gesellschaft XLI [1921] 239) folgen läßt, finden wir auch ein Loblied auf Vergil, durch das der Professor Jakob Locher, genannt Philomusus († 1528), die Studenten zu seinen Vorlesungen einlud. Die wohlgebauten, begeisterten Verse könnten auch heute noch als passende Einleitung zur Vergillektüre dienen. Sie lauten:

Epigramma Philomusi de gloria et eruditione Virgilii ad studiosos iuvenes.

Grandiloqui iuvenes insigne poema Maronis
Auscultate, colit quod bene docta cohors.
Ilias annosi Musam non vincit Homeri,
Quæ canit Aeneæ fata pianda ducis.
Maiestas fandi, decus et memorabile rerum
Gestarum tangit sidera celsi poli.
Quicquid scire sophos decuit tum quidve peritos
Juris et historicos rhetoricosque viros,
Hoc totum redolent divina volumina vatis
Andini,[1]) quo vix maior in orbe fuit.
Virgilium a pueris discendum teste beato
Pangimus Aurelio[2]) nec pudet idque senes.
Os polit eloquio, mentes exornat honestis
Artibus et reserat Delphica templa sacra.
Antiquos hominum mores Latiique vetustos
Commemorat ritus miraque facta canit.
Hunc iuvenes manibus teneris versate poetam,
Qui bene perceptus munera grata dabit.

B. E,

Bücherecke.

Wasserzieher, Dr. Ernst, Woher? Ableitendes Wörterbuch der deutschen Sprache. Fünfte, stark vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung. 1922. 275 Seiten. Preis: 28 Mk.

Es spricht für die Brauchbarkeit dieses handlichen und trotz geringen Umfanges inhaltsreichen Wörterbuches, daß in rascher Folge neue Auflagen nötig werden. Die 5. Auflage zeichnet sich neben andern Verbesserungen und Zusätzen besonders durch eine stärkere Heranziehung von Personen- und Ortsnamen aus. Infolgedessen ist sie um 50 Seiten über ihre Vorgängerin hinausgewachsen. Freilich ist auch der Preis bedeutend gestiegen, immerhin in einem Maße, das man mit Rücksicht auf die Vermehrung des Textes, die Wahl eines besseren Papiers und das Sinken der deutschen Valuta nicht als übertrieben bezeichnen kann.

B. E.

[1]) Andes bei Mantua war Vergils Geburtsort. — [2]) Augustinus.

8. Jahrgang. Nr. 8. 21. Dez. 1922

Mittelschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Philologisch-historische Ausgabe

Schriftleitung: Dr. P. Bonavent. Egger, Engelberg

Inhalt: Weihnachtsklänge in der Italienischstunde. — Neues und Altes zur Willensfreiheit. — Zunftstube. — Bücherecke. — J. Tauler zu den drei hl. Weihnachtsmessen.

Weihnachtsklänge in der Italienischstunde.

Von P. Gerard Fäßler, Kap., Stans.

Wie der Wanderer, der nach langen Jahren aus fernen Landen in die Heimat wiederkehrt, alles mit ganz anderem Auge wiederschaut und in hundert Einzelheiten liebend sich versenkt und lauter Wunder sieht, wo er achtlos einst vorüberging, so war es Manzoni ergangen, als er aus dem „aufgeklärten“ Paris, aus der Fremde des Zweifels und des rationalistischen Unglaubens heimkehrte in die Heimat seines Väterglaubens. In neuem Licht mit tausend Reizen stand sie jetzt vor ihm, und mit der Freude des entzückten Forschers, dem auf Schritt und Tritt neue Geheimnisse sich auftun, drang er in den Tiefgehalt und die Goldgruben katholischer Wahrheit und besonders in die Schönheiten der katholischen Liturgie, des katholischen Gottesdienstes ein. — Es war, als ob in seinem Innern neue Quellen aufgesprungen, — so rauschte ein Hymnus nach dem andern aus seiner gläubigen Dichterseele. — So entstanden die Inni Sacri, die heiligen Hymnen auf die Hauptfeste des Kirchenjahres. Aber es war nicht nur eigenes, überströmendes Gefühl des Entzückens ob all der Schönheit, die er fand, die ihn zum Singen zwang, — es war auch bewußte Absicht, andern die gleichen Schätze zu erschließen und vor allen den breiten Schichten des Volkes die Wunderwelt der Liturgie zu öffnen, damit auch es sich liebend und betrachtend darein versenke und neues Glaubensleben, neue Gebets- und Gottesfreude und ewiges Seelenglück daraus schöpfe. —

Es scheint der heutigen Zeit ähnlich zu ergehen, wie es einst Manzoni ergangen. Es ist, als kehrte auch sie aus weiter Ferne, aus dem Fremdland des Materialismus, des Eigennutzes und Hasses, der seelischen Kälte und Stumpfheit zurück und suche wieder in der alten Heimat der wahren Religion, — im Glauben —, Licht und Sonne, Friede und Glück, und als möchte sie vor allem nach dem furchtbaren Donner der Kanonen und dem gellenden Schrei der Revolution und Empörung und nach der herzlosen Sprache des Gewinnes wieder einmal die stille und doch so machtvolle Sprache der hl. Geheimnisse, der Uebernatur Gottes, lauschen. . .

Da ist es wohl berechtigt, auf einen Mann hinzuweisen, der selbst diesen Weg gegangen, der selbst dieses Sehnen empfunden und der der Schönheit, die er gefunden, in herrlichen tiefen Liedern Ausdruck verliehen, — um an ihm zu lernen, wie man sich in die hl. Feste vertiefen und daraus Licht und Liebe schöpfen und den Gottesdienst lebendiger erleben kann.

Der erste Inno, den Manzoni schrieb, ist „Il Natale“, das Weihnachtsfest, ein Gedicht von außerordentlicher Kraft und Zartheit, von dogmatischer Tiefe und hohem lyrischem Schwung, von biblischer Einfachheit und prophetischer Größe, von scharfem Blick und feiner Beobachtung und herzvollem Gemüte. Es ragt hoch über die Reihen der gewohnten Weihnachtsgedichte hinaus. Schon der Anfang mit dem grandiosen Bild des Felssturzes, dem Sinnbild des Sündenfalles, wirkt als Einleitung zu dem lieblichsten der Feste auf den ersten Augenblick merkwürdig überraschend und seltsam ungewohnt. Es ist etwas wie

schweizerische Hochgebirgsstimmung darin, besonders im Original, wo die rollenden Worte und sdruceioli in prachtvoller Weise den Felssturz auch lautlich, oder wenn man so sagen könnte, musikalisch wiedergeben.

Qual masso che dal vertice
Di lunga, erta montana
Abbandonato all' impeto
Di romorosa frana
Per lo scheggiato calle
Precipitando a valle
Batte sul fondo e sta.

Und doch, wie tief ist gerade dieser Gedanke als Einleitung zur Erlösung! Und wie erst recht wundervoll zeigt sich dann die „benignitas et humanitas Salvatoris nostri Dei" in den folgenden Strophen, im

Ecco ci é nato un Pargolo
Ci fu largito un Figlio,

welches Antwort auf die bange Frage der Menschheit gibt: Wer wird Rettung bringen?

Qual mai tra i nati all' odio
Qual era mai persona
Che al Santo inaccessibile
Potesse dir perdona!?
Far novo patto eterno?
Al vincitore inferno
La preda sua strappar?

Ein Kind?! — hilflos und schwach? Soll das die Rettung bringen?

Ja; denn es ist Gott.

Le avverse forze tremano
Al mover del suo ciglio —

Wie ist das schön umschrieben: kleinster Kraftaufwand — al mover del suo ciglio — und größte Wirkung: le avverse forze tremano. Doch wenn das Kind so furchtbar ist wie wird es dem sündigen Menschen ergehen?

All' uomo la mano Ei porge
Che si ravviva e sorge
Oltre l'antico onor.

Und dann die ganze Flut des Segens, die aus dieser Gottestat hervorgeht und die Dornenschlucht, in der die arme Menschheit liegt, aufblühen läßt in Paradiesesschönheit.

Stillano mele i tronchi
Ove copriano i bronchi
Jvi germoglia il fior.

Und die ganze Unendlichkeit dieser unverdienten Gnade, wie leuchtet sie aus dem Dogmatischen, die ganze Aseität so wundervoll wiedergebenden:

O Figlio o tu cui genera
L'Eterno eterno seco
Qual ti può dir de' secoli,
Tu cominciasti meco?
Tu sei: — Del vasto empiro
Non ti comprende il giro
La tua parola il fe'.
E tu degnasti assumere
Questa creata argilla?! —

Mit welcher Zartheit und biblischer Treue und mit welch überquellenden lyrischen Intermezzos, die schon an die unvergleichlichen naiven Zwiegespräche Jacopone da Todis gemahnen, gibt er den historischen Teil der Geheimnisse wieder. Welch ein Reichtum an Feinheiten und Farben auch da! Und wieder ganz überraschend und gerade deshalb überraschend, weil es nun diesmal fast deutsch scheint, klingt der große Hymnus endlich aus in die traute Weihnachtsmelodie:

Dormi, o Fanciul, non piangere.
Schlaf, holder Knabe, weine nicht!

Welch tiefe, ernste Mahnung aber verbindet der Dichter dann noch mit den letzten Zeilen, die Mahnung an die Völker, sich ihres armen Gottes in der Krippe zu erinnern, ihn anzuerkennen und von ihm wieder zu lernen, bei ihm Friede und Glück zu suchen und zu holen.

Ja, der Tag wird kommen, — il dè verrà — da sie das edle Erbe des Gotteskindes sein werden, der Tag wird kommen, da sie ihm sich wieder zuwenden.

Che nella polve ascoso
Conosceranno il Re.

Das ist ja auch das Gebet und die Hoffnung der Kirche besonders in unserer Zeit.

Das sind nur so einige kurze Andeutungen. Die Perlen liegen in überreicher Fülle verstreut durch den ganzen Hymnus und es lohnt sich, jedes Wort auf seinen Tiefgehalt zu prüfen und es auszuschöpfen.

Die folgende schmucklose Uebertragung, die nur die Gedanken möglichst getreu wiederzugeben bestrebt war, dürfte vielleicht manchen anregen, sich in das Original zu vertiefen und neben den Promessi Sposi auch den Jnni Sacri Aufmerksamkeit zu schenken und sie für die Schule und für das Leben fruchtbar zu machen, sie mit den Studenten zu lesen und diese in seiner Form in den Geist und die Schönheit der kirchlichen Feste einzuführen.*)

*) Es ist eine außerordentlich dankbare Arbeit, gerade mit den Studenten, wenn möglich im Anschluß an die Feste, die Juni Sacri mit eingehender Interpretation, wozu die Ausgabe von Luigi Venturi ausgezeichnete Dienste leistet, durchzunehmen und dann die Studenten den ganzen Hymnus frei in deutscher Sprache wiedergeben und in einem Aufsatz interpretieren zu lassen. Sie greifen die Arbeit mit Freude und Begeisterung an und geben sie tatsächlich oft mit sehr guten eigenen Gedanken wieder, in jedem Falle aber lernen sie, sich in ein Werk fremder Sprache einzufühlen und die eigene Sprache zu bereichern. Der 2. Teil von „Natale" ist auch abgedruckt in der an mehreren Anstalten gebrauchten „Antalogia Italiana" von Francesco Marchel.

Weihnacht.

Wie ein Fels, der von dem Scheitel
Eines langen, steilen Berghangs,
Fortgerissen von dem Sturme
Einer donnernden Lawine,
Auf dem trümmervollen Pfade
Niederstürzend in das Tal,
Aufschlägt auf dem Grund und steht;

Wo er auffiel, unbeweglich
In der trägen Masse liegt,
So daß er im Fluß der Zeiten
Nie die Sonne wiedersieht
Seiner alten, stolzen Höhe,
Wenn nicht eine Freundeskraft
Wieder ihn zu ihr emporhebt;

So lag der gestürzte, arme
Sohn des ersten Sündenfalles
Seit dem Tag, da unnennbarer
Gotteszorn ihn in die Tiefe
Jeden Unheils niederdrückte,
So daß er den stolzen Nacken
Niemals mehr erheben konnte.

Denn wer von den Zorneskindern,
Wer von allen war es je,
Der dem unzugänglich Heil'gen
Sagen konnte: o vergib!
Neues ew'ges Bündnis schließen
Und dem starken Höllensieger
Seinen Raub entreißen konnte? —

Sieh ein Kind ist uns geboren,
Sieh ein Sohn ward uns geschenkt:
Zitternd stehn die Höllenmächte,
Wenn er nur die Wimper hebt.
Doch die Hand reicht er dem Menschen,
Daß er neu auflebt und hoch
Ueber früh're Höh'n emporsteigt.

Aus den ew'gen Lichtgefilden
Springt ein Quell und steigt hernieder
Und im Tal der Tränen breitet
Er sich lebenspendend aus:
Honigträufelnd stehn die Bäume,
Und wo Dornen wuchernd wuchsen,
Da erblüht die Wunderblume.

Sohn, Du, den der Ewige,
Ewig stetsfort mit sich zeugt,
Welcher Zeitraum kann Dir sagen:
Sieh, Du hast mit mir begonnen?
Den Du bist — und selbst des weiten
Himmels Kreis umschließt Dich nicht.
Und Du nahmst in Deiner Güte
Dieses Erdgebilde an!
Wo ist sein Verdienst, die Gnade,
Die ihn solcher Ehre kor?
Wenn in dem verborgnen Plane
Nachsicht siegt, wahrhaft unendlich,
Allbarmherzig ist Er dann!

Heute ist er uns geboren:
Denn nach Ephratha dem Städtchen
Steigt die Jungfrau still hinauf,
Sie, der Ruhm des Volkes Gottes,
Sanft gebeugt von süßer Last:
Sie gebar ihn, wie verheißen,
Wie erwartet, trat er ein.

Und die Gottesmutter hüllte
Ihren Sohn in arme Windeln,
Und in eine arme Krippe
Hat sie sanft ihn hingebettet,
Und sie betet an, die Sel'ge!
Vor dem Gotte hingeworfen,
Der den reinen Schoß erschloß.

Doch der Engel, der den Menschen
Bote ist des großen Glückes,
Wendet sich nicht zu der Mächt'gen
Scharfbewachten, großen Toren:
Unter fromme Herdenwächter,
Die die harte Welt nicht kennt,
Tritt er plötzlich, glanzumstrahlt

Und um ihn rings durch die weite
Nacht in Scharen niederschwebend
Drängten zahllos Himmelsgeister
Nach in goldnem Flammenfluge,
Und entbrannt in süßem Eifer,
Wie man nur im Himmel singt,
Sangen sie: Gott sei die Ehre!

Und das frohe Lied klang weiter,
Als sie in den Himmel kehrten,
In den Wolken, die sie kreuzten
Schwand es langsam. Still verschwebend
Stieg der heil'ge Sang empor,
Bis sie nichts mehr von ihm hörten
Bei der treuen Hirtenschar.

Doch sie suchten ohne Säumen
Rasch die arme Hütte auf,
Sie, die Glücklichen und — sahen,
Wie der Engel es gesagt,
Sah'n in Windeln eingewickelt,
In der Krippe sanft geborgen,
Wimmern ihren Gott und König.

Schlaf, o Kind, und weine nicht!
Schlaf, o süßes Gotteskind!
Ueber Deinem Haupt zu heulen
Sollen Wind und Sturm nicht wagen,
Die gewohnt sind durch die Erde
Wie gewalt'ge Kriegerrosse
Vor Dir wild einherzujagen.

Schlaf, o Himmelskind, die Völker
Wissen noch nicht, wer geboren,
Doch der Tag kommt, da auch sie
Einst Dein edles Erbe werden,
Da sie auf dem armen Lager,
Da sie Dich im Staub verborgen,
Doch als König anerkennen.

Neues und Altes zur Willensfreiheit.

Von Dr. P. Karl Schmid O. S. B., Engelberg.

(Schluß.)

Es ist vielleicht nicht unangebracht, hier noch ausdrücklich auf einige Konsequenzen hinzuweisen, die sich in pädagogischer Hinsicht aus den bisherigen Ausführungen ergeben. Es sollen das freilich bloß Winke und Beispiele sein, damit eigene Arbeit aus den gleichen Prinzipien manche weitere Anregung schöpfe.

Wir fanden als Seele und Herz der freien Tat die Ueberlegung und Entscheidung unserer Vernunft. Da heißt es also einsetzen, wenn man zur Freiheit, zu wirklich vollkommener, selbständiger Freiheit erziehen will. Die Vernunft kann und soll herrschen im Menschen, sie kann und soll selbständig überlegen und entscheiden. Allein der tatsächliche Besitz dieser Selbständigkeit muß erst errungen werden. Gerade weil im jungen Menschen einerseits Sinnlichkeit, Phantasie und Gefühl so rege und mächtig und anderseits gleichzeitig Vernunft und Wille noch sehr schwach und träge sind, ist die Selbständigkeit anfänglich äußerst gering. Sich selbst überlassen, wäre die Jugend einfach unfähig, sich zu einer vernünftigen, menschlichen, d. h. sittlichen Lebensführung, zu wirklicher Selbstherrschaft emporzuarbeiten. Und für all jene Leute, mit denen es die Mitschulen zu tun haben, ist das Ziel noch höher gesteckt. Solche sind berufen, wahrhaft selbständige Männer zu werden, Männer, die ein eigenes Urteil besitzen, die fähig sind, selbständig in eigener Ueberlegung eine Situation zu erwägen und wirklich selbst aus eigener, selbst gewonnener Ueberzeugung heraus Stellung zu nehmen. Ja noch mehr. Aus den höheren Bildungsanstalten müssen Führer hervorgehen, also Männer, deren Wort und Beispiel weite Wellen wirft in ihrer Umgebung, Männer, die eine einflußreiche Stellung einnehmen, damit sie von da aus in allen Fragen des Lebens denen Licht und Führer seien, die nicht die nötige Befähigung und Muße und vor allem nicht die Gnade und Gelegenheit einer jahrelangen Weiterbildung besitzen.

Wer dieses Ziel ins Auge faßt, der wird verstehen, daß solche junge Männer in ihrem eigensten Interesse, damit sie wirklich zu selbständigen Persönlichkeiten emporwachsen, einer strammeren und längeren Disziplin bedürfen. In all den Regeln und Vorschriften ihrer ganzen Lebensführung, wie wir sie in den Erziehungsanstalten treffen, und besonders im ständigen Wirken der Autorität ihrer Vorgesetzten haben Vernunft und Wille der werdenden Charaktere eine Stütze und Hilfe, um nicht von den Launen, Neigungen und Einfällen der jugendlichen Phantasie hin und her gewendet zu werden, um vielmehr den kleinen und größeren Leidenschaften des ungebändigten Herzens entgegentreten, die Stirne bieten und den Meister zeigen zu lernen. Nur durch Anlehnung an Regel und Autorität kann das eigene höhere Selbst seine Selbständigkeit erringen, und nur in dem Maße darf sich das junge Bäumchen von der Stütze losmachen, als es deren Widerstandskraft und Selbständigkeit sich selbst zu eigen gemacht hat.

Wenn es dem jungen Manne ernst ist mit dem schönen Ziele seiner eigenen späteren Selbständigkeit, so wird er auch die Mittel dazu, Autorität und Gehorsam, mit gleicher Liebe erfassen. Um nicht wie viele der jugendlichen „Freiheitshelden" aus den untersten Schichten der Bevölkerung seiner Lebtag im Staube der Sinnlichkeit kriechen zu müssen, wird er sich halten und stützen lassen von den äußern Normen und Schranken des sittlichen Lebens, wird er das Wort des edlen Dreizehnlindendichters nicht aus dem Auge verlieren:

„Freiheit sei der Zweck des Zwanges,
Wie man eine Rebe bindet,
Daß sie, statt im Staub zu kriechen,
Froh sich in die Lüfte windet."

Anderseits birgt das Wort auch einen überaus weisen Wink für die Pädagogik: „Freiheit sei der Zweck des Zwanges". Denn die Zöglinge bleiben nicht immer unter äußerer Aufsicht und unter den äußeren Normen der Hausordnung. Es ist daher nicht genug, wenn sie passiv, äußerlich und mechanisch sich darnach richten. Die eigene, innere Festigkeit der Grundsätze, die eigene Selbständigkeit der Vernunft in Urteil und Ueberlegung würde dadurch nicht gefördert. Um dieses Ziel wirklich zu erreichen, muß mit gleicher Energie darauf hingearbeitet werden, daß die Normen für Leben, Denken und Handeln, zu denen jetzt Autorität und Regel anleiten und anhalten, wirklich verinnerlicht, innerlich aufgenommen und zu eigen gemacht werden. Dazu braucht es eigene, innere Aktivität. Da liegt das große Gebiet der Selbsterziehung. Und je reifer der Jüngling wird, je fähiger und entwickelter seine Geisteskräfte werden, um so größer und wichtiger wird dieses Arbeitsfeld, um so mehr muß in ihm die schon früher erwähnte Aktivität seiner eigenen überlegenden, prüfenden, urteilenden, befehlenden Vernunft und seines zu entschiedenem, kräftigem Handeln bewegenden Willens hervortreten und sich betätigen.

Man kann wirklich beobachten, wie in den Jahren der Gymnasial- und Lyzealstudien die eigene geistige Aktivität und Selbständigkeit der Schüler erwacht. Es wird allmählich nicht mehr alles geschluckt, bloß weil eine Autorität es so sagt. Man fängt an, diesen oder jenen Punkt in Wissenschaft und Leben kritisch zu betrachten. Diesem Trieb und Gefühl der erwachenden eigenen Selbständigkeit entstammt auch die Neigung der Studenten, alles zu kritisieren und was ihnen nicht behagt, gleich zu verurteilen. Freilich kann diese Neigung, wie jeder frisch erwachende Trieb, extrem werden, zu Kritisiersucht und Reaktionsgeist auswachsen. Allein, wer die große positive Bedeutung desselben erfaßt, wird einsehen, daß es sich um einen Trieb und eine Anlage handelt, die nicht erstickt, sondern in die rechte Bahn gelenkt und dann kräftig entwickelt werden soll. Die eigene persönliche Freiheit wird ja nur entwickelt und gefestigt, wenn der junge Mann anfängt und es sich zur Gewohnheit macht, alles, wozu er angehalten wird, aus eigener innerer Ueberzeugung zu tun; und letzteres kann er nur, wenn er sich klar geworden ist, warum das geschehe, welchen Zweck und welche Bedeutung das habe. Nur so wird das Stadium eines gedankenlosen sich im großen Haufen Schiebenlassens überwunden. Die Leute gewöhnen sich, auch auf geistigem Gebiete alles, was sie aufnehmen, zu verdauen, durch eigene Ueberlegung auf seinen Gehalt zu prüfen, die Anregungen von außen zu eigenen inneren, vernünftigen Motiven zu machen, sie in Zusammenhang zu bringen mit den eigenen Plänen, Zwecken und Zielen, und dann da heraus den ausschlaggebenden Grund für seinen Entscheid zu holen. Das ist der Weg zur wahren Verinnerlichung, das ist auch wahre, echt menschliche Erziehung, nicht bloße Dressur. Letztere ist etwas rein Mechanisches und geht nur darauf aus, durch eine bestimmte Einwirkung eine bestimmte Handlung des Dressierten hervorzurufen. Die Erziehung dagegen muß — sofern sie wenigstens etwas echt Menschliches, etwas über der Tierdressur Stehendes sein will — ihr Augenmerk aufs Innere gerichtet haben. Ihre Anregungen, ihre ganze Wirksamkeit haben daher nicht direkt die Handlungen, sondern deren innere Prinzipien zum Ziel und Gegenstand. Aufgabe der Regel und Autorität ist es, den Weg zu bereiten und den wirksamen Anstoß zu geben zum Selbstentscheid, zur Selbstbewegung.

Wirkliche, spezifisch menschliche Erziehung und nicht bloße Dressur ist es daher, wenn der überlegende praktische Verstand und der zweckstrebige Wille entwickelt, gekräftigt, geklärt, mit Energie und Tatkraft ausgerüstet werden zum Selbstentscheid für jede gute Tat, wenn sie geschützt und innerlich gefestigt werden, damit sie wieder aus eigener Ueberzeugung und in eigener Entscheidung sich gegen alles Unedle, menschlich Widernatürliche, Unvernünftige, d. h. Sündhafte erklären. So etwas ist auch nicht leerer, gedankenloser Kasernendrill. Deshalb braucht es auch hochgespannte innere Energie und Ausdauer des Zöglings. Es geht dabei nicht wie in der Kaserne, wo gewöhnlich jener seine Sache am besten macht, der möglichst wenig dabei denkt, ein möglichst mechanischer Automat ist. Bei der Erziehung und Ausbildung der Freiheit und damit des ganzen Menschen braucht es nicht trotz, sondern gerade wegen der intensiven Wirksamkeit der Autorität auch intensive geistige Eigenarbeit, energische und beharrliche Selbsterziehung. Allein, die Frucht ist dann auch eine wirkliche Herzens- und

Charakterbildung. Wahre Erziehung ist Innen- und Seelenkultur.

Und wie verhält sich nun der psychologische Determinismus zu dieser uns längst geläufigen Auffassung der Erziehung? Liefert er, ich will nicht sagen, die einzig mögliche, sondern nur eine überhaupt ersprießliche, annehmbare psychologische Grundlage dafür? Die Frage ist nicht schwer zu beantworten. Der psychologische Determinismus betrachtet die menschlichen Handlungen als direkte und naturnotwendige Wirkungen oder Resultanten der äußeren Einflüsse und des Charakters, kurz, er berücksichtigt nur die reine Sinnlichkeit und behandelt den Menschen gleich wie das Tier. Man vergleiche die Auffassung von Ebbinghaus in Bezug auf das Wohltun des Menschen und das Herumlaufen des Pferdes. Infolgedessen kann auch die Pädagogik des psychologischen Determinismus prinzipiell nichts anderes sein als eine Anleitung zur — Dressur.

Die christliche, traditionelle Psychologie mit ihrer Lehre von der Willensfreiheit, von der vernünftigen Ueberlegung, Prüfung und Wertung der äußeren Anregungen, der Sinneseindrücke, Neigungen usw., von der selbständigen Entscheidung greift tiefer und bringt es weiter. In ihren Prinzipien lagen schon längst Forderungen, die heute in aller Munde sind, wie z. B. der Ruf nach vermehrter Pflege des Seelen- und Innenlebens, nach Verinnerlichung und Seelenkultur, ferner der Ruf nach selbständigen, wirklich ganzen Männern, die wie trotzige Felsen in der Flut der Tagesmeinungen unentwegt ihren Grundsätzen treu bleiben; oder wieder der Ruf nach überragenden, überlegenen Persönlichkeiten, die von der Zinne ihres hohen geistigen Standpunktes aus die Tagesfragen prinzipiell und selbständig zu beurteilen vermögen. Und wenn überhaupt die oben entwickelten Konsequenzen meistens altbekannte und schon längst mehr oder weniger befolgte Wahrheiten sind, so erklärt sich das wieder daraus, daß wir noch von den reichen Schätzen der philosophia perennis zehren, von denen sich die moderne Philosophie stolz abgewandt hat. Wir wollen uns daher weiter dankbar des kostbaren Erbgutes freuen und dabei nicht vergessen, daß diese hl. Prinzipien auch an uns, unsere Erziehungs- und Selbsterziehungsarbeit ihre Forderungen stellen. Denn „wem viel gegeben worden ist, von dem wird auch viel gefordert werden". (Luc. 12. 48).

Zunftstube.

Elie Fréron. — Fréron a dû attendre longtemps sa réhabilitation. Elle est aujourd'hui complète. Bien des écrivains avaient déjà publié des pages sympathiques sur celui que Voltaire traîna vivant dans la fange par sa comédie de *l'Ecossaise*, par ex. le P. Kreiten. Le chanoine Cornou vient de lui consacrer un beau livre. Le sous-titre en souligne l'importance générale: *Trente années de lutte contre Voltaire et les philosophes du XVIII. siècle.* (chez Champion, à Paris.)

Il fallait du courage pour entreprendre pareille lutte et des qualités peu communes pour la soutenir. Voltaire n'était pas un mince adversaire: il avait de l'esprit, la rancune tenace, et tous les moyens lui étaient bons envers les „polissons" et les „maroufles" qui s'avisaient de le contredire; ajoutons que „le roi Voltaire", était à la tête des troupes de l'Encyclopédie et qu'il avait l'opinion publique pour lui.

C'est contre ce monde d'ennemis que Fréron osa se mesurer. Pendant plus de trente ans il mena le bon combat sans une minute de défaillance. On trouve sa pensée dans les périodiques: les *Lettres de la comtesse de****, de 1745 à 1748; les *Lettres sur quelques écrits du temps*, de 1749 à 1752, et surtout l'*Année littéraire*, de 1752 à 1776.

C'était un critique littéraire très averti; défenseur de toute saine tradition, du bon sens et du goût, il dévoila impitoyablement les faiblesses de Voltaire et de son école; il montra qu'un Dalembert, qui était un mathématicien, avait l'esprit trop sec pour se permettre des incursions dans le domaine littéraire; qu'un Marmontel écrivait des romans illisibles et des tragédies d'éco-

lier; qu'un la Harpe n'était pas un poète, que Rousseau était un esprit paradoxal et romanesque, même quand il traitait de choses sérieuses. Chez Voltaire, il touchait le point faible en ridiculisant sa prétention à l'universalité. Il a écrit: "Voltaire appartient à sa nation et à son siècle, au lieu que les vrais poètes sont de tous les pays et de tous les temps. . . Il sera lu comme un écrivain de beaucoup d'esprit, à qui il manquait les parties les plus essentiels."

En politique Fréron est aussi pour la tradition et l'ordre établi; il en connaît cependant les faiblesses et réclame des réformes qui témoignent de sa clairvoyance. En religion, il est, chose rare à cette époque un croyant sincère et respectueux de l'autorité.

Bien supérieur à Voltaire et à sa séquelle par les idées et la valeur morale, Fréron était encore digne de se mesurer au patriarche de Ferney par l'esprit. Il harcela sans relâche les philosophes; il maniait l'ironie supérieurement, et par sa verve goguenarde il mettait Voltaire hors de lui. Aujourd'hui encore on est saisi par certains accents pleins d'éloquence qui ont leur source dans la conviction d'honnête homme de critique.

La vengeance de Voltaire fut cruelle et ignoble; tous les moyens furent mis en mouvement: calomnie, délation, procédés lâches et infâmes; ils aboutirent en 1776 à la suppression définitive de l'*Année littéraire;* Fréron ne put survivre à ce coup: les philosophes l'avaient tué.

Voilà l'histoire qu'a retracée le chanoine Cornon, histoire poignante comme un drame et dont l'intérêt, comme dans le drame antique, grandit et monte sans faiblir jusqu'à la catastrophe du héros principal. Comme dans le drame antique encore l'âme sort fortifiée et épurée de ce long contact avec une victime qui pouvait dire à ses ennemis: „Pour moi, je ne tiens à aucune cabale, à aucun bureau de bel esprit, à aucun parti, si ce n'est à celui de la religion, des moeurs et de l'honnêteté; et, malheureusement, c'en est un aujourd'hui."

Chr. Favre.

Bücherecke.

Buol, M. von, Das Türkenmädchen. Schauspiel in zwei Aufzügen, für weibliche Rollen. Nr. 7 der Bühnenspiele für Schule und Volk. Luzern, Eugen Haag.

Bühnenleitungen von Pensionaten und Kollegien werden der rührigen und von gutem Geist geleiteten Firma Eugen Haag in Luzern recht dankbar sein für ihre Darbietungen. Die Bühne ist ein nicht zu vernachlässigendes Bildungsmittel. Sie soll Geist und Herz veredeln, auch Unterhaltung bieten. Sie ist ins Leben einführende praktische Rhetorik und auch für die gebildete Dame, die heutzutage im öffentlichen Leben mitsprechen möchte, von Wert. Es braucht aber dichterischen Kunstberuf, hohen Geistesflug, um für die Schulbühne vollwertige Stücke zu schaffen.

M. von Buol bietet im „Türkenmädchen" Töchterpensionaten und Töchtervereinen ein zugkräftiges Stück. Die Sprache ist edel, die auftretenden Personen sind gut charakterisiert. Der Inhalt bleibt bis zum Ende spannend und überträgt die edelsten Gedanken in die Tat. Die ersten Szenen sind mehr erzählend, belehrend, gehen dann aber allmählich in rasches, ergreifendes Handeln über. „Das Türkenmädchen" darf eines guten Erfolges sicher sein. Sr. M.

Wasserzieher, Dr. Ernst. Sprachgeschichtliche Plaudereien. Berlin, Ferd. Dümmberg, Verlagshandlung. 1922. (VIII u. 288 Seiten.)

Wasserziehers sprachgeschichtliche Bücher bedürfen keiner Empfehlung mehr. Die Gediegenheit ihres Inhaltes und die fesselnde Art der Darbietung haben ihnen rasch einen großen und dankbaren Leserkreis verschafft. Auch vorliegendes Büchlein hat die genannten Vorzüge. Eine reiche Fülle sprachgeschichtlichen Materials — Worterklärungen, Namendeutungen, Erklärungen von Redensarten — wird darin geboten. In größeren Artikeln führt uns der Verfasser in die „Werkstatt des Sprachforschers", macht uns bekannt mit der Eigenart der deutsch-amerikanischen Sprache, mit dem Kameruner Englisch, spricht vom „Harzgau

in sprachgeschichtlicher Beleuchtung“ und von der „Entstehung der Sprache im Lichte der Biologie“. Letzterer Artikel enthält eine Inhaltsangabe und sehr wohlwollende, wenn auch nicht schlechthin zustimmende Besprechung einer Arbeit Emil Brandstäters über das gleiche Thema. Brandstäter wendet darin (der Aufsatz erschien 1907 in einem bei A. Pott in Witten herausgegebenen Blatt zur Pflege der Heimatgeschichte) das biogenetische Grundgesetz auf die Sprache an und sucht auf dieser Grundlage den Ursprung der Sprache zu erklären. Abgesehen von diesem bedenklichen Fundament der Arbeit enthalten die von Wasserzieher angeführten Einzelheiten sehr viele unbewiesene Annahmen und erklären in keiner Weise den Schritt vom Laut zum Wort, so daß Wasserzieher entschieden zu weiht geht, wenn er (S. 236) sagt, Brandstäters Erklärungsart gehe den Dingen „auf den tiefsten Grund“. Immerhin ist man für den Hinweis auf Brandstäters Arbeit dankbar.

P. L. H.

J. Tauler zu den drei hl. Weihnachtsmessen.

Heute begeht man dreyerley Geburt in der heiligen Christenheit, in der jeglicher Christenmensch so große Weide und Wonne sollte nehmen, daß er recht von Wonnen sollte außer ihr selbst springen in jubilo und in Minnen, in Danknehmigkeit und innerlicher Freude; und welcher Mensch das nicht in ihm findet, der mag sich fürchten. — Die erste und oberste Geburt das ist, daß der himmlische Vater gebieret seinen eingebornen Sohn in göttlicher Wesentlichkeit, in persönlichem Unterschied. Die andere Geburt, die man heute begehet, das ist das mütterliche Gebären, das geschah in mägdelicher Keuschigkeit und in rechter Lauterkeit. Die dritte Geburt ist, daß Gott alle Tage und alle Stunde wird wahrlich geistlich geboren in einer guten Seele, mit Gnaden und mit Minnen.

Diese drey Geburten begehet man heute mit den drey Messen.

Die erste Messe singet man in der finstern Nacht und fahet an: Dominus dixit ad me: Filius meus es tu, ego hodie genui te. Und diese Messe bedeutet die verborgene Geburt, die geschah in der finstern Verborgenheit unbekannter Gottheit.

Die ander Messe gehet an: Lux fulgebit hodie super nos. Und die meinet den Schein der vergottenen menschlichen Natur; und diese Messe ist ein Teil in Finsternisse, und ein Teil in dem Tage, denn sie war ein Teil bekannt und ein Teil unbekannt.

Die dritte Messe singet man in dem klaren lichten Tag, und die gehet an: Puer natus est nobis, et filius datus est nobis. Und meinet die minnigliche Geburt, die alle Tage und in allen Augenblicken soll geschehen, und geschieht in einer jeglichen guten heiligen Seelen, wenn sie sich dazu kehret mit Wahrnehmen und mit Minnen. Denn, soll sie diese Geburt in sich befinden und gewahr werden, das muß geschehen durch einen Einkehr und Wiederkehr aller ihrer Kräfte. Und in dieser Geburt wird ihr Gott also eigen und gibt sich ihr als eigen über alles das Eigen, das je oder je eigen ward. Denn die vorgesprochenen Worte sprechen: Ein Kind ist uns geboren, und ein Sohn ist uns gegeben. Er ist unser und zumale unser eigen und überall eigen, denn er wird allezeit geboren ohn Unterlaß in uns. Traun, soll anders diese Geburt geboren werden, muß da ein kräftig Einkehren geschehen, ein Einholen und eine inwendige Versammlung aller Kräfte. Dann bleibet eine bloße lautere Meinung Gottes und des Seinen, nichts Eignes in keiner Weise zu sein oder zu werden, denn allein Ihm zu sein und Ihm Statt zu geben, daß er seines Werks und seiner Geburt in dir bekommen möge und von dir an dem ungehindert bleibe.

Aus: P. Schmid, Als Herre Krist geboren ward.

So knien wir auch für das Krippelein
und nehmen des Kindleins wahre,
und bitten Mariam, die Mutter sein,
daß sie uns wöll schenken ihr Kindelein
zu einem neuen Jahre.

14. Jahrhundert.

Mittelschule

Mathematisch-naturwissenschaftl. Ausgabe

Beilage zur „Schweizer-Schule“

1922

VIII. Jahrgang

Einsiedeln
Eberle & Rickenbach
1922

Inhaltsverzeichnis

1. Abhandlungen.

Seite

Insektenbesuch auf Windblüten. Von Dr. P. E. Scherer. Sarnen 1
Die ältern Zeugungs- und Entwicklungstheorien. Von J. Diebolder, Goldach . . . 5, 9
Auch ein Wort zur Maturitätsreform 15
Das Problem der Zweckmäßigkeit in der Biologie. Von Dr. R. Stäger, Bern . . . 17
Ueber Tiefländer und deren Bedeutung für die Natur und den Menschen.. Von A. Sauer, Amriswil 20, 25
Entwicklung der Flugzeugtechnik. Von Dr. J. R. Brunner, Luzern 28
Ueber den erzieherischen Wert des Formellen im Mathematikunterricht. Von Dr. M Diethelm, Rickenbach-Schwyz 29
Ueber Milben, insbesondere die Landmilben der Schweiz. Von Dr. P. Emmanuel Scherer, Sarnen 31
P. Gregor Mendel. Von Dr. P. Baum 33
Ueber Stickstoffwasserstoffsäure und ihre Abkömmlinge. Von Dr. J. Brun, Hitzkirch . . 34
Die Notpfeiler des Darwinismus. Von J. Diebolder, Goldach 38, 45
Ueber die Verbreitung einiger Holzgewächse in Obwalden. Von Dr. P. Emmanuel Scherer, Sarnen 41
Aus dem Walde. Von Kopp, Ing. forest., St. Gallen 47
Die Uferschwalbe. Riparia riparia L. Von J. Bußmann, Hitzkirch 49
Eine Rechnungsstunde auf Grund einer Zeitungsnotiz. Von A. Schmucki, Willisau . . 50
Verschlagungen von Eskimos in Europa. Von Dr. P. Emmanuel Scherer, Sarnen . . 54
Die Schlußbilanz der doppelten Buchhaltung. Von Dr. M. Diethelm, Rickenbach-Schwyz . 57
Woher kommt der Gummi? Von K. 61
Ueber das Photographieren von Vögeln. Von J. E. E. 62
Vom Werden und Vergehen. Von Hans Purtschert. Luzern 63

2. Literatur.

Besprechungen 32, 40, 55